

Zeitenwende 1945

Erinnerungen eines damals
Siebenjährigen

1. Bilder als Zeitzeugen
(in Auszügen)
2. Machtzerfall
3. Besatzungsmacht

Ein Wort zuvor

Warum immer wieder „olle Kamellen“ ausgraben? Kann man die Vergangenheit nicht ruhen lassen? Verstehen könnte ich jemanden, der so redet, wenn er durch grausame Schicksalsschläge traumatisiert worden wäre und deshalb nicht mehr daran erinnert werden möchte. Schwerer fiel es mir, für jemanden Verständnis aufzubringen, dessen Motiv das Verdrängen persönlichen Versagens wäre. Traurigkeit empfinde ich aber angesichts der Borniertheit allzu Vieler, die nicht sehen wollen, wie sehr die Geschehnisse der Vergangenheit bis in unsere Gegenwart hineinwirken. Auch die Nachgeborenen müssen begreifen lernen, wie stark die Erinnerungen und Erfahrungen der Altvorderen deren Leben bis auf den heutigen Tag bestimmen. Wer sich einmal klarmacht, dass die (Ur-)Großvätergeneration heutiger junger Menschen Europa nur auf „Reisen“ in Wehrmachtsuniform kennenlernen konnte, deren Zeitpunkt und Ziel durch einen Marschbefehl fremdbestimmt waren ohne die Zuversicht, danach wieder gesund nach Hause zurückkehren zu können, der begreift vielleicht, was das allmähliche friedliche Zusammenwachsen Europas in der Nachkriegszeit bis hin zur Europäischen Union bewirkt hat und wie dankbar wir alle für das Erreichte sein müssen. Wie klein wirken dagegen die jeweils aktuellen Probleme, auch wenn es dabei um Milliarden von Euro geht? In jeder Phase des Zusammenwachsens gab es erbitterte Auseinandersetzungen, um die widerstreitenden Interessen der Mitglieder unter einen Hut zu bringen. Irgendwie gelang das immer wieder, mal auf gute, mal auf weniger gute Weise. Die heftigen Diskussionen auf nächtlichen Sitzungen in Brüssel oder anderswo, das vergaß niemand, waren allemal besser, als Krieg gegeneinander zu führen. So sollten auch wir heute nicht auf „Europa“ schimpfen, wenn die Bürokratie in Brüssel wieder einmal aus dem Ruder läuft, wenn sie überflüssige Reglementierungen für sinnvolle Regelungen hält und dabei etwa auch meint, den Krümmungsgrad von Bananen oder Gurken festlegen zu müssen. Gegen diese Auswüchse kann, ja *muss* man ankämpfen, nicht aber resignieren und sich innerlich von der Idee „Europa“ abwenden. Der mühselige Weg lohnt sich, denn die Alternativen wären Unfrieden, Feindschaft, Hass und in letzter Konsequenz Krieg.

Zu solchen Einsichten kommt man vielleicht nur, wenn man auf eine Reihe von Lebensjahren zurückblickt und die Entwicklung bis zum heutigen Tag mit wachen Sinnen miterlebt hat. Dass solche Gedankengänge auch heutigen Jugendlichen durchaus zu vermitteln sind, erlebte ich oft bei Gesprächen mit Schülern während meiner aktiven Zeit als Lehrer an einem Frankfurter Gymnasium. Unglaublich das große Staunen, wenn man darüber hinaus auch Details, selbst äußerst banale, aus dem schlichten grauen Alltag früherer Jahre lebendig werden ließ. Kaum jemand aus dem Handy- und Internet-Zeitalter kann sich noch vorstellen, wie man in einer Zeit lebte, in der einfache Privatleute noch nicht einmal über einen Telefonanschluss verfügten! Heute ist ein „Festnetzanschluss“ eine Selbstverständlichkeit und nur noch *eine* Möglichkeit unter vielen, mit der Außenwelt Kontakt aufzunehmen.

Es lässt sich natürlich fragen, ob es irgendeine Notwendigkeit gibt, aus dem banalen Alltag eines vom Krieg fast unberührten Fleckens wie Oberursel zu berichten angesichts grauenhafter Kriegserlebnisse ganz anderer Art von Millionen Menschen in Deutschland oder sonstwo in Europa. Im Bewusstsein, leichter über das Banale als über das Grauen schreiben zu können, wagte ich es, da sich auch der banale Alltag in jener Zeit erheblich von dem heute unterschied. Vor zehn Jahren, als wir an unserer Schule während einer „Projektwoche“ versuchten, noch einmal die Zeit des damals 50 Jahre zurückliegenden Kriegsendes und seiner Vorgeschichte vor den Augen unserer Schüler lebendig werden zu lassen, brachte ich einiges aus meiner eigenen Biografie mit ein, Erinnerungen, Erlebnisse und ganz allgemein das Lebensgefühl eines Kindes, das kurz vorher in die Schule gekommen war. Darauf regten viele meiner damaligen Schüler an, das ihnen lebendig aus dem Stegreif Erzählte zu Papier zu bringen, um es auch anderen zugänglich zu machen. Solange ich noch im Dienst war, fand ich dazu keine Zeit. Seit meiner Pensionierung aber habe ich tatsächlich begonnen, vielfältige Erinnerungen an besondere historische Augenblicke, die ich aus der Froschperspektive miterlebte, aufzuschreiben. Die aktuellen Medienrückblicke zum 60. Jahrestag des Kriegsendes trugen dazu bei, mich speziell auch wieder mit dieser Periode intensiver auseinanderzusetzen.

Oberursel, den 30. Juli 2005
Joachim Altstadt

V o r w o r t - N a c h t r a g

Heute bin ich froh, dass ich das vorangestellte Vorwort zu diesem Bericht in dieser Form tatsächlich einmal geschrieben habe. Denn es beschreibt auch heute noch meine proeuropäische, durchaus deutsche, aber nicht nationalistische Sicht auf unsere Welt über die eigenen Grenzen hinaus. Doch mit so viel Zuversicht könnte ich heute kein Vorwort mehr schreiben. Meine damals allzu optimistischen Erwartungen auf ein immer engeres Zusammenwachsen Europas haben sich angesichts der Verwerfungen der letzten Jahre längst verflüchtigt. Ich musste einsehen, dass ich das Beharrungsvermögen nationaler Egoisten in Europa total unterschätzt hatte, sowohl bei unseren Nachbarn als auch in unserem eigenen Volk.

Hinzu kommt, dass ich immer mehr unsere Bundeskanzlerin beargwöhnte, sich selbst auf Grund ihres Ansehens im In- und Ausland als „alternativlos“ zu überschätzen. Sie hatte nie erkennen lassen, dass sie wie ihre drei unmittelbaren Vorgänger (Gerhard Schröder, Helmut Kohl und Helmut Schmidt) über Vorstellungen für die Gestaltung der Zukunft verfüge, auf Grund derer sie nach wohldurchdachten Plänen regiere. Stattdessen gewann ich immer mehr den Eindruck, sie äußere sogar nie eine eigene Meinung, ohne vorher Umfragen dazu eingeholt zu haben. Eine abrupte Ausnahme davon, aber zugleich die Verfestigung des Verdachts planlosen Handelns bildete ihre fast panische Reaktion auf die Nuklear-Katastrophe von Fukushima in Japan. Eben noch war sie massiv dafür eingetreten, die Kernkraft weiter auszubauen und noch über viele Jahre lang zu nutzen, da verfügt sie **eigenmächtig** und ohne kompetente Beratung den Ausstieg davon und propagiert unvermittelt eine allumfassende Energiewende. Damit hatte sie das Bild, das ich von ihr als rational abwägende Naturwissenschaftlerin zu haben glaubte, restlos zerstört. Langfristiges Umdenken ins Auge zu fassen war sicher eine richtige Entscheidung. Aber kurzfristig quasi aus dem hohlen Bauch heraus die Abschaltung von zuvor als sicher bezeichneten Kraftwerken zu verfügen, war unvereinbar mit ihrer Funktion als dem Gemeinwohl verpflichtete Kanzlerin der Bundesrepublik Deutschland, die auch für die Planungssicherheit großer nationaler Industrien Verantwortung trägt. Panik oder Hybris? Keins von beiden erwartet man von der Regierung eines bedeutenden EU-Landes.

Ähnlich wirkte auf mich ihre **spontan veröffentlichte** Einladung an die in Ungarn gestrandeten Flüchtlinge. Christlich motiviert und menschlich nobel gehandelt, aber unbedacht laut in eine mediale Welt posaunt, in der zwar vielleicht nicht Menschen in unmittelbarer Todesgefahr, aber fast jeder auf gepackten Koffern sitzende Ausreisewillige über ein Smartphone verfügt und diese Botschaft darauf als weltweite Einladung interpretiert, unter allen Umständen und um jeden Preis nach Deutschland zu kommen.

Um nicht missverstanden zu werden: Nicht Frau Merkel hat die millionenfache Fluchtbewegung ausgelöst. Deren Ursachen sind die barbarischen Kriege und Metzeleien in vielen Teilen der Welt, ausgeführt von islamistischen „Glaubenskriegern“ verschiedener Couleur und deren jeweiligen Unterstützern - Staaten, die um die Vorherrschaft ihrer Glaubensrichtung und die Macht in ihrer Region kämpfen - oder gar um die in der ganzen Welt? Ein solcher Islam gehört gewiss nicht zu Deutschland, auch wenn viele jenen von einem gescheiterten Bundespräsidenten fahrlässig dahin geplapperten Spruch nachschwätzen, von denen man eigentlich bedachtsameres Reden erwartet hätte.

Frau Merkel fand schließlich doch noch ihr Thema: die Stabilität des EURO und den Zusammenhalt der EU insgesamt. Sie musste dafür aber zusammen mit Herrn Schäuble übelste Schmähungen aus Griechenland ertragen. Immerhin konnte sie dabei noch alle Mitglieder der Gemeinschaft mitnehmen, jedoch manche mit hörbarem Zähneknirschen. Bei jedem ihrer weiteren Schritte hatte sie ebenso stets den Zusammenhalt der EU im Auge und die Solidarität aller miteinander. Das rechne ich ihr hoch an, auch wenn sie für deren Umsetzung keine realistischen Vorstellungen besaß. Als es bei der Verteilung der Flüchtlinge Ernst werden sollte, verweigerten unsere Nachbarn in ihrer Mehrheit die geforderte Solidarität angesichts der Flüchtlingsströme und behaupteten nicht ohne Häme, Deutschland sei selbst schuld an der „Überflutung“ wegen Merkels fahrlässiger Einladung an alle! Dass diese auch jetzt noch unbeirrbar und anscheinend starrsinnig an ihrer Politik der offenen Binnengrenzen festhält und waghalsige Versuche unternimmt, mit Hilfe der Türkei und der Nato die EU-Außengrenzen dicht zu ma-

chen, wird ihr nun natürlich auch in Griechenland hoch angerechnet, beweist sie damit doch, was sie unter Solidarität versteht, nämlich kein Mitglied, auch nicht Griechenland, im Stich zu lassen. Aber wie ehrenwert dieses Anliegen auch sein mag, es rechtfertigt auf keinen Fall, Deutschland und Europa Erpressungsversuchen eines türkischen Machthabers auszusetzen, der nicht nur davor zurückschreckt, im eigenen Land die Meinungsfreiheit von Presse und Funk immer weiter einzuschränken, sondern im Osten des Landes sein Militär massiv gegen aufmüpfige Kurden einzusetzen. Im Widerspruch zu Frau Merkel haben Österreich und die Balkan-Staaten derzeit keine Hemmungen, gnadenlose Härte beim rigorosen Schließen aller inneren und äußeren Grenzen zu zeigen; sie stellen damit kurzfristig wenigstens vorübergehend rechtlich klare Verhältnisse her bei der Einwanderung fremder Menschen, die jetzt nur noch in überschaubarer Zahl eingelassen werden, wenn sie gültige Papiere vorweisen können, um erfasst und registriert zu werden, bevor sie überhaupt einen Asylantrag stellen können.

Angesichts aller weiterhin ungelösten Probleme wage ich zum jetzigen Zeitpunkt kein abschließendes Urteil über die Rolle von Frau Merkel. Gleiches gilt für die Zukunft der EU. Sie stellt nach meiner Überzeugung noch immer die einzig sinnvolle Zukunftsperspektive für die Völker Europas dar, wenn auch nicht unbedingt mehr als Vorstufe der „Vereinigten Staaten von Europa“, die ich einmal naiv für realisierbar gehalten hatte, wenn auch nicht mehr zu meiner eigenen Lebenszeit.

Es wäre zu hoffen, dass eine vielleicht kleiner gewordene EU nach einer durchgreifenden Reform auf Grundlage reduzierter, aber realisierbarer Gemeinsamkeiten noch eine Chance hätte.

Oberursel, den 10. März 2016
Joachim Altstadt

Bilder als Zeitzeugen

Auszug aus meiner Schrift „panta rhei - Plätze und Ereignisse in Oberursel, die es so nicht mehr gibt“



Hänschen klein ging allein...

Der Verfasser ca. 1940 / 41
vor dem Grundstück Feldbergstraße 12



Im Frühjahr 1955 erhielt ich meine erste Kleinbildkamera. Seitdem habe ich nicht nur auf allen Wanderungen, Ausflügen und Reisen heftig fotografiert, sondern auch größere und kleinere Ereignisse in der Familie und der näheren Heimat im Bild festgehalten...

...

Mehr als alle anderen Bilder stellen oben die beiden schwarz-weißen Fotos „Zeitzeugenbilder“ im heute gebräuchlichen engeren Sinn dar. Diese Fotos hat vermutlich meine Mutter von mir „geschossen“. Ich muss damals zwei oder drei Jahre alt gewesen sein, als ich krummbeinig vor dem Zaun des Grundstücks Feldbergstraße 12 stand. Warum Zeitzeugen? Wenn man das linke Bild etwas genauer betrachtet, erkennt man - vom Zaun leicht verdeckt - eine Hakenkreuzfahne, die schlaff über der Fensterbank des halbgeöffneten Fensters der Parterre-Wohnung hängt. Dort wohnten damals keine Nazis, sondern „Frollein Sabel“, die ledige Schwester eines kleinen Oberurseler Fabrikanten („Sabel & Scheurer“), und ihr Untermieter, ein älterer und geistig verwirrter britischer „Internierter“ namens Dröser (oder Drösser). Immer wenn sie zur Arbeit ging (als Buchhalterin der Firma Adam in der Freiligrathstraße), schloss sie den „alten Drös-

ser“ in ihrer Wohnung ein, damit er in der Zwischenzeit nicht weg- und in sein Unheil laufen konnte. Wie oft stand er dann laut rufend hinter der Wohnungstür, hämmerte heftig dagegen und einige Male auch derart hart gegen deren Scheiben, dass sie zu Bruch gingen. Die Fahne war also keineswegs das Zeichen einer politischen Gesinnung. Vielmehr erwartete damals die Obrigkeit von allen „Volksgenossen“, dass diese an offiziell angeordneten Feier- und Gedenktagen ihre Häuser in bunten Flaggenschmuck hüllten. Sofern man kein Held war und also alles tat, um nicht unangenehm aufzufallen, hängte man eben die solidarisch erstandene „Nationalflagge“ mit dem Hakenkreuz aus irgendeinem Fenster seiner Wohnung zur Straße hin.-

Der Zaun auf den beiden Bildern steht heute noch; allerdings ist seitdem die damals noch sehr dünne Hecke dicht und hoch gewachsen und der Baum ist verschwunden. Er wurde nach dem Krieg gefällt. Versteckt unter der Hecke vermittelt heute noch der langsam verrottende Baumstumpf eine Ahnung von den Ausmaßen dieses mächtigen Baumes, einer gerade gewachsenen und sehr hoch aufgeschossenen Lärche. Die auf dem rechten Foto oben rechts knapp unter dem Rand etwas undefinierbar erscheinende

dunkle Fläche neben dem Baumstamm war ein an diesem befestigter Leuchtkasten, der anzeigte, dass sich in dem Haus Feldbergstraße 12 ein „Öffentlicher Luftschutzraum“ (ÖLSR) befand. Der Kasten besaß oben eine waagrechte leicht gewölbte Abdeckung aus Metall (war also lichtundurchlässig gegenüber „Feindflugzeugen“) und nach unten zwei schräg aufeinander zulaufende Wände aus bräunlichem Glas mit der Aufschrift **Öffentlicher Luftschutzraum**, dick rot unterstrichen. Auf dem Foto erkennt man schwach auch das Versorgungskabel für die elektrische Beleuchtung im Inneren des Kastens. Bei Einbruch der Dunkelheit musste diese eingeschaltet werden, damit zufällig vorbeikommende Fremde im Falle eines plötzlichen Fliegeralarms sofort wussten, wo sie Unterschlupf finden und sich in eine trügerische Sicherheit begeben konnten. Der Keller unseres Hauses war gleich zu Kriegsbeginn zum ÖLSR umgebaut worden. Dafür waren die zu den drei Etagenwohnungen gehörenden Vorrats- und Abstellkeller verkleinert und neu zugewiesen worden. Für den ÖLSR hatte man auf diese Weise zwei größere Aufenthaltsräume gewonnen. Im vorderen standen Holzbänke an den Wänden, auf denen wir und zufällig vorbeikommende Fremde sitzen konnten, bis der Luftalarm wieder aufgehoben wurde. Damit die Insassen keine kalten Füße bekamen, lagen auf dem Boden Lattenroste. In den hinteren Raum hatte man grobe zweistöckige Holzbetten mit Strohsäcken als Polsterung gestellt, auf denen wir, die Bewohner dieses Hauses, tatsächlich die letzten paar Tage vor dem „Zusammenbruch“ (pardon)⁽¹⁾ der „Befreiung“ schliefen. Zur Straße hin, dort wo sich die Wasseruhr befand, hatte man einen schmalen kleinen Raum abgeteilt, in dem Toilettenkübel standen. Im ÖLSR (wie im ganzen Treppenhaus) verteilt standen außerdem Eimer mit Sand und Wasser sowie zahlreiche „Feuerpatschen“ zum Löschen etwaiger Feuerbrünste. Wollte man den ÖLSR von der Kellertreppe aus betreten, so musste man zunächst eine „Gasschleuse“ passieren. Das war ein Vorraum, der nur durch Türöffnungen mit genormten stählernen Rahmen über dicken Betonpodesten betreten und auch wieder verlassen werden konnte. Verschluss wurden diese Öffnungen durch schwere Stahltüren, die an den Kanten mit dicken Gummiwülsten versehen waren, die passgenau mit den stählernen Rahmen abschlossen und im Falle eines Giftgasangriffs die Kellerräume samt „Gasschleuse“ luftdicht verschließen sollten. Auch vor den Kellerfenstern rundum hatte man schwere stählerne Klapp-Blenden angebracht, die als Splitterschutz dienen konnten, aber ebenso auch wie die Türen der „Gasschleuse“ mit ihren zu den Rahmen passenden Gummiwülsten dafür sorgen soll-

(1) Wir fühlten uns erleichtert, dass Krieg und Nazi-Herrschaft endlich vorbei waren. Aber vor „Befreiung“ beherrschte alle Sinnen die Erfahrung des Zusammenbruchs aller menschlichen und staatlichen Ordnung.

ten, dass kein Giftgas in den Luftschutzkeller strömen könnte. Ob man in so einem luftdicht abgeschlossenen Verlies lange ohne Atemgeräte hätte überleben können, wage ich zu bezweifeln. „Gasmasken“ hatten wir zwar alle, auch ich eine in einer kindgemäßen Größe. Aber ich kann mich nicht erinnern, irgend etwas gesehen zu haben, was ich heute als Atemschutzgerät deuten würde. Gott sei Dank wurde die Wirksamkeit des Systems bei uns nicht auf die Probe gestellt. Denn in Oberursel kamen wir während des ganzen Krieges mehr als glimpflich davon dank des „DuLag Luft“, eines „Durchgangslagers“ für alle irgendwo über deutschem Gebiet mit dem Fallschirm abgesprungenen oder notgelandeten (west-)alliierten Flugzeugbesatzungen. Die wurden ausnahmslos alle erst einmal nach Oberursel verfrachtet, um dort von der deutschen Abwehr verhört zu werden, bevor man sie auf die verschiedenen Gefangenenlager in „Groß-Deutschland“ verteilte. Ich kann mich noch gut daran erinnern, immer wieder einmal einen größeren Trupp gefangener „Amis“ oder „Tommys“ gesehen zu haben, die zu Fuß vom Bahnhof unter deutscher Bewachung an unserem Haus vorbei in Richtung DuLag oder zurück marschierten. Kleinere Trupps von wenigen Mann sollen, so hörte ich, manchmal auch vom Bahnhof mit der Straßenbahn 24 zum DuLag gebracht worden sein. Nach dem Krieg behielt das Lager fast übergangslos seine Funktion bei. Nur hieß es jetzt nicht mehr „DuLag Luft“, sondern „Camp King“, und es waren Amerikaner, die gefangene Deutsche befragten, in viel späteren Jahren dann übergelaufene Ostdeutsche, Polen, Tschechen, Ungarn, Russen, Ukrainer..., im allgemeinen bisherige Stützen des „sozialistischen“ Systems, die ihm nun den Rücken gekehrt hatten. - Schon während des Krieges war den Alliierten die Existenz und Bedeutung des Lagers in Oberursel wohlbekannt. Das war der Grund, warum unsere Stadt bewusst von Bombardierungen verschont blieb. Bei den wenigen vereinzelt Bomben, die dennoch auch in Oberursel fielen, handelte es sich vermutlich um Irrläufer oder Notabwürfe von der Flak getroffener Bomber. Ich erinnere mich, dass eine dieser Bomben einmal auf ein Schrottlager im damaligen Holzweg fiel, eine andere Bombe traf eines von zwei benachbarten isoliert stehenden Häusern in der Herzbergstraße und die Schafherde in einem Pferch dicht dahinter. Ob wir in den allerletzten Kriegstagen weiterhin von Bomben verschont geblieben wären, hätte der Krieg bei uns auch nur wenige Tage länger gedauert, weiß ich nicht. Wir befürchteten das Schlimmste, nachdem das Lager drei Wochen zuvor nach Thüringen verlegt und das benachbarte Bad Homburg völlig sinnlos bombardiert worden war.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf das linke der beiden Bilder auf Seite 01! Dort sieht man unter dem Erker mit der Hakenkreuzfahne eine gähnende dunkle

Kelleröffnung. Dort befand sich ein offener Hohlraum vor dem von außen nicht sichtbaren Luftschutzkellerfenster, das selbst mit einer der vorher beschriebenen Stahlblenden verschlossen war. Als wir am Morgen des Karfreitags 1945, durch lautes Motorengedröhn und das Rasseln von Panzerketten aufgeschreckt, übernächtigt aus dem Keller zur Haustür schlichen, sahen wir vor unserem Haus eine nichtendenwollende Schlange von Panzern und Militärlastwagen langsam auf der Feldbergstraße nach unten fahren. Fremdartig wirkte ihre Kriegsbemalung: braunoliv (statt blaugrau) mit weiß aufgemalten fünfzackigen Sternen im Kreis! Da dämmerte es uns endlich: das sind Amis! Sie sind da! Wie angewurzelt blieben wir stehen im damals offenen Windfang vor unserer Haustür, sechs Stufen über dem Erdboden! Ich weiß noch, dass ich erleichtert dachte: endlich ist der Krieg aus, es werden keine Bomben mehr fallen. Aber was würde wohl jetzt kommen? Beklommen und neugierig betrachtete ich die fremden Soldaten, ihre Fahrzeuge, MGs und Kanonen. Auch Schwarze waren darunter, „Neger“! Noch nie hatte ich vorher solche von Angesicht gese-

hen. Doch was war das? Auf einmal richtete der Soldat, der an einem drehbaren MG über dem Führerhaus eines Lasters stand, sein Geschoss auf unser Haus, nicht auf uns im Windfang, aber auf die Mitte unseres Hauses, wobei er gleichzeitig den Lauf schräg nach unten neigte! Das MG blieb durch leichtes Drehen fest auf sein Ziel fixiert, während der Wagen langsam weiter an unserem Haus vorbeirollte. Dicht folgte ein Wagen dem anderen. Auch deren MGs zielten nun auf unser Haus. Erst langsam begriffen wir, dass das dunkel drohende Loch unter dem Erker ihren Argwohn geweckt hatte und sie dieses vorsichtshalber ins Visier ihrer MGs nahmen, während sie ohne Halt weiter fuhren. Vielleicht fürchteten sie, hier könnte sich ein „Werwolf“ verschanzt haben und sein letztes Feuer auf sie eröffnen. Wer von uns konnte damals denn wissen, wieviele verblendete Hitlerjungen sie vielleicht schon auf ihrem Vormarsch erlebt hatten, die bereit waren, sich in letzter Hingabe sinnlos für „ihren Führer“ zu opfern und dabei möglichst viele Feinde mit in den Tod zu reißen!



Feldbergstraße 12 links mit der Linde vor dem Hoftor und dem weißen Gartenzaun von Nr. 14 (etwa 1958)

Das Haus

und seine Geschichte

Ich weiß nicht, wann genau das Haus Feldbergstraße 12 erbaut wurde. Nach den Berichten unseres früheren und längst verstorbenen Weißbinders Krieger aus Oberursel soll es zusammen mit einer Reihe ähnlicher Häuser der Stadt im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts von dem Bauunternehmer Adam Fritz aus der Pfingstweidstraße errichtet worden sein. Als Baumaterial habe man billig erworbenes Material verwendet: Fehlbrand-Backsteine aus einer Ziegelei zwischen Oberursel und Bad Homburg und alte Holzbalken aus den Überbleibseln der beim Bau der Ritter-von-Marx-Brücke abgerissenen Fachwerkhäuser in der Altstadt von Bad Homburg. Die verwendeten Bausteine sind die Ursache dafür, dass man auch heute noch nur schwer Dübel in die Wände bohren kann. Entweder ist der Stein an dieser Stelle extrem hart, sodass der Bohrmeißel abzubrechen droht, oder so weich, dass ein Dübel keinen rechten Halt findet. Immerhin war die installierte Beleuchtung auf der Höhe der Zeit: Gaslicht! Noch heute ragen die Lampenstutzen der alten Gasleitungen aus einigen Zimmerdecken unserer Wohnung. Später waren natürlich überall elektrische Leitungen verlegt worden, die aber nirgends unter Putz verliefen. In meinen Kindertagen befanden sich noch an fast allen Decken kreisförmige oder ovale Gipsstuckplatten rund um die Gasrohrstutzen, wobei die letzteren den einzigen festen Halt für elektrische Hängelampen boten. Erst in späteren Jahren wurden im Rahmen größerer Renovierungen nach und nach die elektrischen Leitungen in der Wohnung verstärkt und unter Putz verlegt. Im Laufe der Jahre brachten weitergehende Baumaßnahmen den Einbau einer Zentralheizung im ganzen Haus, einen neuen Zugang zum Badezimmer vom Flur statt vom Schlafzimmer aus und im Schlafzimmer den Einbau eines zusätzlichen Fensters neben der Balkontür. Die unmittelbar vor Beginn des Zweiten Weltkriegs mit der Einrichtung des öffentlichen Luftschuttkellers einhergehenden Veränderungen habe ich schon früher beschrieben.



Ganz links ehemals Fa. Helfrich (Schmuck, Uhren, Optik), danach Bäcker Haas, der „Bürsten Simon“ und der Beginn der Strackgasse. Das erste Haus darin hinten rechts steht heute noch.

Als meine Eltern im Jahr 1939 mit mir hier einzogen, schlossen sie den Mietvertrag mit einem kinderlosen Ehepaar namens Haas, das noch nicht lange im Besitz dieses Hauses war, was sie allerdings erst sehr viel später erfuhren. Der neue Besitzer, der in Oberursel eine kleine Bäckerei in einem kleinen verputzten Fachwerkhaus an der ← Ecke Hospitalstraße / Vorstadt (Ackergasse) betrieb, wo er auch wohnte, hatte das Haus in der Feldbergstraße im Rahmen der „Arisierung jüdischen Besitzes“ (vermutlich spottbillig) erworben. Wie seine Frau später verbreitete, habe der Vorbesitzer immerhin noch rechtzeitig in die Vereinigten Staaten emigrieren können. Von dort aus habe er 1945 bestätigt, dass er den Kaufpreis tatsächlich erhalten habe. Das nützte dem neuen Eigentümer aber wenig, worüber er und seine Frau immer wieder empört lauthals Klage führten. Denn als ehemals jüdischer Besitz war die Liegenschaft unter Zwangsverwaltung gestellt worden, und die Miete musste nun auf ein gesperrtes Treuhandkonto eingezahlt werden, was einer Enteignung gleichkam. Erst dadurch lernte meine Mutter überhaupt die Vorgeschichte kennen.

Die Bestätigung des in den USA noch lebenden jüdischen Vorbesitzers, dass er den Kaufpreis - wie gering er auch gewesen sein mochte - tatsächlich erhalten habe, trug wohl dazu bei, dass man dem Nachbesitzer wenigstens ein Vorkaufsrecht beim angeordneten Neuerwerb einräumte. Dazu war dieser - vermutlich auch wegen fehlender finanzieller Mittel - nicht mehr bereit, sodass eine Zwangsversteigerung erfolgte, bei der Fritz Acker, Inhaber einer großen Versicherungsagentur in Bad Homburg, die Liegenschaft erwarb. Nach dessen Tod ging der gesamte Nachlass - und damit auch das Haus Feldbergstraße 12 - an seine Witwe Marga Acker. Als diese starb, vermachte sie den Immobilienbesitz einer Stiftung, die auf Grund ihrer testamentarischen Verfügungen eigens für diesen Zweck unter dem Namen „Fritz-Acker-Stiftung“ neu gegründet wurde.

M a c h t z e r f a l l

Die Fahne hoch, die Reihen sind jetzt offen,

Kein Aas marschiert mehr in ruhig festem Schritt.
So mancher Goldfasan seit Tagen ist besoffen,
und spürt im Voraus schon den ersten derben Tritt.

Die Uniform vom Leib jetzt schnell gerissen,
und dann getürmt, solange's noch möglich ist.
Es kneift im Schritt, die alte Hose ist beschissen.
Ob man dir glaubt, dass du kein alter Nazi bist?

jota

Als das „tausendjährige Reich“ zusammenbrach, hatte ich gerade mein siebentes Lebensjahr vollendet. Die „tausend“ Jahre hatten nur fünf Jahre länger gedauert! Aber was war in dieser historisch kurzen Zeitspanne alles zugrunde gegangen! Oberursel, unsere Heimat, war zwar selbst weitgehend verschont geblieben. Aber der Tod hatte auch hier Lücken in viele Familien gerissen. „Heldentod“ hieß das, „Für Führer und Reich gefallen“ oder schlicht „Vermißt“. Auch von meinem Vater gab es seit mehr als einem halben Jahr kein Lebenszeichen mehr, seitdem am 23. August 1944 in Rumänien, wo er zuletzt stationiert gewesen war, König Michael geputscht und den bisherigen Machthaber, Hitlers Vasallen Antonescu, festgesetzt und dann mit den Sowjets einen Waffenstillstand vereinbart hatte. Erst viele Wochen später hatte der „Ortsgruppenleiter“ Schneider, ein mickriges Männlein in gelb-brauner Uniform und schwarz-weiß-roter Hakenkreuzbinde am Arm, an unserer Wohnungstür geklingelt und meine Mutter zu sprechen gewünscht, nachdem ich auf sein Klingeln hin geöffnet hatte. Er überreichte ihr einen Briefumschlag mit amtlichem Dienstsiegel. Wohl gemerkt: Da kam kein offizieller Vertreter einer Behörde, sondern ein „Parteibonze“, obwohl wir nichts mit „der Partei“ am Hut hatten! Zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankend, riss meine Mutter in heller Aufregung den Umschlag auf. Der lapidare Inhalt des Schreibens war lediglich die nun amtliche Feststellung: „Vermißt“! Wütend schrie meine Mutter den Uniformierten an, das sei doch keine Neuigkeit! Vermisst hätten wir unseren Vater selbst schon lange. Ob er noch lebe, wolle sie wissen, und wo er sich befinde! Antworten auf diese Fragen erwarte sie vom Staat, nicht aber solche dümmlichen Schreiben ohne Inhalt. Es habe nicht viel gefehlt, dass sie ihm den Brief um die Ohren geschlagen hätte, gab sie immer noch aufgebracht später zu. Wir waren alle froh, dass sie sich in letzter Sekunde doch noch beherrscht hatte. Die Ungewissheit über Vaters Schicksal sollte noch mehr als ein Jahr anhalten, bis wir endlich kurz vor Weihnachten 1945 ein erstes Lebenszeichen von ihm aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft erhielten. Ein von ihm ein Jahr zuvor noch in Rumänien eigenhändig unterschriebenes Formblatt der vatikanischen Nuntiatur mit dem vorgedruckten Text: „Bin in rumänischer Gefangenschaft. Geht gut. Baldiges Wiedersehen“ überbrachte uns dann am Silvestertag 1945 Kaplan Höckel von St. Ursula. Er war nicht enttäuscht, dass seine Botschaft zu spät kam, sondern er freute sich mit uns über das viel aktuellere Lebenszeichen aus Russland.

Unmittelbar nach der amtlichen Einordnung meines Vaters in die Akte »Vermißt« stellte die zuständige Behörde jegliche Gehaltszahlungen ein. Klar, denn ein „Vermißter“ ist für den Staat zu nichts mehr nütze. Allerdings unterblieb auch jede andere finanzielle Unterstützung der Familie wie etwa eine Witwen- oder Hinterbliebenenrente. Schließlich war ja nicht erwiesen, dass meine Mutter tatsächlich eine Witwe war. So begann für sie eine doppelte Not: neben der Ungewissheit über Vaters Schicksal die Sorge, wie der Unterhalt unserer kleinen Familie zu sichern sei. Die allgemeine Versorgungslage wurde ohnehin immer prekärer, je länger der Krieg dauerte. Schon zu seinem Beginn war die allgemeine Zwangsbewirtschaftung eingeführt worden und mit ihr die Ausgabe von Lebensmittelkarten. In der Folge konnte man nicht mehr überall einkaufen, wo man wollte, sofern es überhaupt noch etwas gab. Jeder Haushalt musste sich eine feste Bezugsquelle für alle Nahrungsmittel suchen, indem er sich bei einem Kaufmann („Lebensmittel & Feinkost“), Bäcker, Metzger usw. als festen Kunden einschreiben ließ. Das soll 1939 in Oberursel nicht überall möglich gewesen sein. Meine Eltern waren mit mir erst wenige Monate zuvor von Essen, wo ich 1938 zur Welt gekommen war, nach Oberursel gezogen. Meine Mutter musste hier nun erleben, dass sie als „Eingeplackte“⁽¹⁾ nicht jedem einheimischen Ladenbesitzer als feste Kundin willkommen war. Vor allem einem Metzger, der damals in der oberen Vorstadt links seinen Laden hatte, konnte sie bis zu ihrem Lebensende 1973 nicht vergessen, wie rüde er sie damals abgewiesen hatte. Es waren dann vor allem christlich geprägte Geschäftsleute, wie sich später herausstellte, die nicht nur meine Mutter mit ihrer Familie in ihren Kundenkreis aufnahmen, sondern ihr auch in der Zeit der Lebensmittelkarten mit ihren immer knapper werdenden Zuteilungen die eine oder andere „Extrawurst“ für den kleinen Joachim zusteckten. In dankbarer Erinnerung geblieben sind mir in diesem Zusammenhang der Kaufmann *Jean Ried* in der Allee (heute »Konrad-Adenauer-Allee«, damals »Adolf-Hitler-Anlage«), die *Metzgerei Abt* in der oberen Gartenstraße (heute »Korfstraße«) gegenüber dem Alten Hospital sowie die Konditorei und *Bäckerei Kies* in der Feldbergstraße. Auf Empfehlung eines dieser Geschäftsleute kam meine Mutter auch zu dem Landwirt Messerschmidt und seiner Schwester in der Eppsteiner Straße, die uns aus ihrem Hof hin und wieder mit Eiern, Milch und Gemüse versorgten, während uns ihr Schwager, ein Landwirt aus Bommersheim, die Winterkartoffeln zur Einlagerung in den Keller lieferte. Dabei lernten wir natürlich auch ihren polnischen „Fremdarbeiter“ (d.h. den von Amts wegen zugeteilten Zwangsarbeiter) Stanislaus kennen, dem man trotz des offiziellen behördlichen Verbots praktisch Familienanschluss gewährt hatte und der dort selbst nach dem Krieg noch viele Jahre lebte, weil er nicht in seine kommunistisch gewordene Heimat zurückkehren wollte. Wie ich jetzt hörte, soll er später

(1) »Eingeplackte« mit dem Ansehen von Bürgern zweiter Klasse hießen Zugezogene in der damals noch relativ geschlossenen Welt der „alten Orscheler“.

sogar den Hof geerbt haben, als der Vorbesitzer kinderlos starb. ⁽²⁾

Im Herbst 1944, also noch während der bedrückenden Zeit der Ungewissheit über das Schicksal meines Vaters, kam ich in die Schule. Eingeschult wurde ich in der „Volksschule Oberursel“, heute „Grundschule Mitte“ genannt, und zwar im Souterrain des kleinen Nebengebäudes bei Frau Müller-Theissen. Auf diese Weise kam ich dann auch noch in den letztmaligen „Genuss“, an einem nationalsozialistischen Fahnen-Appell auf dem Schulhof teilnehmen zu dürfen. Dazu mussten alle Schüler klassenweise - natürlich nach Jungen und Mädchen getrennt - auf dem zur ‘Schulstraße’ parallelen Hof in strammer Haltung antreten. Der Hauptakt bestand darin, dass die Hakenkreuzfahne feierlich gehisst oder eingeholt wurde, während wir das Deutschlandlied und mit erhobenen Armen auch das damals verpflichtend angehängte „Horst-Wessel-Lied“ grölten. Vermutlich hielt auch noch jemand eine passende Rede. An Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern. Lange dauerte die erste Phase unserer Schulzeit ohnehin nicht. Denn die Wehrmacht richtete Anfang 1945 in dem Schulgebäude ein Lazarett ein. Notdürftig wurden die Schüler daraufhin eine Zeit lang in den unterschiedlichsten Ausweichquartieren der Stadt unterrichtet, unsere Klasse im Bären-Kino. Bis auch diese Phase mit dem Heranrücken der Front ihr Ende fand.

An die vorausgegangene Nazizeit habe ich nur fragmentarische Erinnerungen. Dunkel erinnere ich mich an manchen Vorbeimarsch einer uniformierten HJ-Formation ⁽³⁾ mit ihren Trommeln und Fahnen. Straßen sehe ich noch vor mir, deren Häuser in einem Meer roter Hakenkreuzfahnen zu ertrinken scheinen ⁽⁴⁾. Ich erinnere mich an einen „Eintopfsonntag“ im Saal des Hotels »Waldlust«. Vermutlich hatte unser „Blockwart“, die Frau des Tankstellenbesitzers H. unten in der Feldbergstraße 2, soviel Druck ausgeübt, dass es meine Mutter nicht gewagt hatte, dem auszuweichen. Wir hassten diese Frau, die immer wieder unter fadenscheinigen Vorwänden bei uns anklingelte, um uns auszuhorchen und meine Mutter in heikle Gespräche zu verwickeln.

(2) Wieviele neue Gruppen von Zuwanderern musste Oberursel neben den längst vertrauten „alten Eingepackten“ in der Folgezeit noch aufnehmen und größtenteils einbürgern: gegen Ende des Krieges „Ausgebombte“ aus deutschen Großstädten, dann zunächst „Flüchtlinge“, später „Vertriebene“, darunter „Reichsdeutsche“ aus den abgetrennten Ostgebieten und „Volksdeutsche“ aus dem Baltikum, aus Mittel-, Ost- und Südost-Europa. Später kamen Flüchtlinge und Freigeverkaufte aus der „Ostzone“ und der „DDR“ hinzu, „Spätaussiedler“ aus Schlesien, der Sowjetunion bzw. deren Nachbarstaaten sowie Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, die unsere Regierung dem rumänischen Diktator Ceaușescu abgehandelt hatte. Schließlich auch wieder „Fremdarbeiter“, die jetzt „Gastarbeiter“ hießen, aus allen Ländern Süd-Europas und der Türkei. Dazwischen Asylanten und Asylsuchende, Legale und Illegale aus fast allen Ländern der Erde. Neben all diesen Heerscharen galten dann Menschen wie ich, die hier groß wurden, *fast* als Einheimische, wenn auch nicht als „aale“, so doch wenigstens als „*eigeplackte Orscheler*“. - Dass es in Oberursel auch eine größere Zahl jüdischer Mitbürger gegeben hatte, erfuhr ich erst aus dem 2004 erschienenen Buch von Angelika Rieber: »*Wir bleiben hier - Lebenswege Oberurseler Familien jüdischer Herkunft*«, Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt.

(3) HJ = „Hitlerjugend“

(4) wahrscheinlich eher in Friedberg, einer Nazi-Hochburg, der Heimat meiner Mutter

Irgendwann während des Krieges, wahrscheinlich im Laufe des Jahres 1943, begann die Zeit der zwangsweisen „Einquartierungen“. Dafür wurde zunächst *ein* Zimmer unserer Wohnung beschlagnahmt. Einer der ersten, der bei uns wohnte, war Dr. Dockhorn, ein zum Dienst in der Wehrmacht eingezogener Anglistik-Dozent aus Göttingen. Sicher weiß ich es nicht, aber ich vermute, dass er im DuLag als Dolmetscher bei Verhören abgeschossener britischer Flugzeugbesatzungen eingesetzt wurde. Er war begierig, zu ganz bestimmten Zeiten bei uns Radio hören zu können. Vorsichtshalber schickte mich dann meine Mutter aus dem Wohnzimmer, damit ich nicht mitbekam, dass er immer nur die Nachrichten des „Feindsenders“ BBC einstellte. Erst viel später berichtete mir meine Mutter davon, auch wieviel Angst sie jedes Mal ausgestanden habe, dass der Mieter über uns, dem nicht zu trauen war, wegen der enormen Lautstärkeschwankungen auf Kurzwelle davon etwas mitbekäme. Dr. Dockhorn und auch seine Frau, die ihn hier besuchte, habe ich als liebenswerte Menschen in Erinnerung behalten. Irgendwann später wurde uns eine alleinstehende Ausgebombte aus Offenbach zugewiesen, deren Schwester mit einem dortigen Parteibonzen namens B. verheiratet und zusammen mit ihm ebenfalls nach Oberursel verschlagen worden war. Sie kamen häufig zu Besuch, sodass wir auch sie notgedrungen näher kennenlernten. Meiner Erinnerung nach war er ein hagerer Wichtiger, der sich vor allem in seiner Partei-Uniform mit Hakenkreuzarmbinde stark fühlte. Dabei stand er wohl eher stark unter dem Pantoffel seiner herrschsüchtigen Frau, einer herben großen Person, die ihn steuerte und seine uns nicht näher bekannte Funktion im NS-System zu ihrem Vorteil auszunutzen trachtete. Auf Grund seiner Beziehungen fand schließlich auch seine Schwägerin eine andere Unterkunft und zog aus. In den allerletzten Wochen des Krieges wohnte bei uns eine Holländerin namens Breidenassel, deren deutscher Mann hier irgendwo in unserer Gegend als „Obergrenadier“ eingesetzt war, um den Untergang des „Dritten Reiches“ aufzuhalten.

Mit grotesken Zeichnungen auf Mauern und riesigen Plakaten sowie mit einhämmernden Sprüchen im Radio wurde immer wieder vor allerlei obskuren Spukgestalten und bösen Geistern gewarnt, etwa dem „Kohlenklau“ und dem „Feind“, der „mithört“. Wes Geistes Kind Nachbarn in jenen Jahren sein konnten, erlebten wir im Zusammenhang mit „Flugblättern“, vor denen ebenfalls gewarnt wurde, und zwar mit dem Hinweis, diese seien unbedingt sofort abzuliefern. Diese Warnungen waren mir durchaus vertraut. Doch was wusste ich schon, was man unter „Flugblättern“ verstand und was daran so gefährlich sein sollte! Das waren doch sicherlich einfach nur Blätter, die irgendwie durch die Luft fliegen. So kam ich, naiv wie ich war, eines Tages auf die Idee, Seiten aus einem alten Taschenkalender herauszureißen und sie vom Vorderbalkon in den Garten und auf die Straße hinunterfliegen zu lassen, eben „Flug-Blätter“! Als sich Kinder aus der Nachbarschaft näherten und mich fragten, was ich da treibe, erklärte ich stolz: „Ich werfe Flugblätter ab.“ Na ja, jedes Spiel wird früher oder später langweilig. So ging ich irgendwann vom Balkon in die Wohnung zurück und beschäftigte mich mit etwas anderem. Etwa eine halbe Stunde später stand auf einmal der HJ-Jungvolk-Führer F., der schräg gegenüber im Dachgeschoss des Hauses Liebfrauenstraße 12 wohnte, vor unserer Woh-

nungstür, erklärte, er habe von Kindern auf der Straße erfahren, dass ich Flugblätter verteilt habe, und stellte mir und meiner hinzukommenden Mutter inquisitorische Fragen: Woher ich die Flugblätter habe, ob er eines sehen könne und schließlich, ob ich nicht wisse, dass es streng verboten sei, Flugblätter zu verteilen. Meine ahnungslose Mutter fiel aus allen Wolken und verwahrte sich heftig gegen derart unsinnige Beschuldigungen. Wie sollte wohl ihr Kind an Flugblätter gekommen sein! Der andere aber insistierte und ließ sich so leicht nicht abweisen. Mir war inzwischen ganz flau im Magen geworden. Ich verstand zwar die ganze Aufregung nicht, spürte aber doch, dass etwas Gefährliches in der Luft lag, und offenbarte meine „Tat“. Als ich auch noch den zerrupften Taschenkalender herbeischleppte und einige meiner „Flugblätter“ vorzeigte, verschlug es dem übereifrigen Schergen zunächst die Sprache. Aber anstatt zu lachen über die ahnungslose Adaption eines in der NS-Kriegspropaganda hochgespielten Begriffes durch ein naives Kind fühlte er sich nun auf den Arm genommen und der Lächerlichkeit preisgegeben. Mit Beschimpfungen und dunklen Drohungen wie „Das kann noch üble Folgen haben“ zog er sich endlich zurück. Natürlich schimpfte mich auch meine Mutter aus, dass ich vor anderen Kindern angegeben und dabei einen solchen gefährlichen Unsinn angestellt hätte.- Abgespielt haben muss sich das vor der ersten Einquartierung, denn der Balkon gehörte zu dem konfiszierten Zimmer, der mir deswegen später nicht mehr zugänglich war.

In den letzten Wochen vor dem Ende hatte man in und vor den Garagen des Hotels »Schützenhof« eine „Volksküche“ errichtet, um durchziehende versprengte Soldaten, Kriegsversehrte, Ausgebombte und andere Heimatlose zu verköstigen. Gekocht wurde davor in großen Kesseln von „Gulaschkanonen“. So nannte man die fahrbaren Feldküchen der Wehrmacht auf zwei gummibereiften Rädern, die an Autos angehängt werden konnten. BdM-Mädchen und Frauen aus Oberursel waren dazu „dienstverpflichtet“ worden. Auch meine Mutter hatte man zeitweise herangezogen, um Kartoffeln zu schälen, Gemüse zu putzen usw. Dafür bekamen auch wir einen Schlag Essen ohne Lebensmittelkarten. Das Sagen hatte dabei ein Mann aus Oberursel namens Hergarten, vor dem offenkundig alle kuschten. Sofern ich mich recht erinnere, trug er keine Partei-, sondern eine Wehrmachtsuniform. Sein Rang und seine Funktionen waren mir nicht bekannt. Erst jetzt (2005) erfuhr ich, dass es sich bei ihm um den stellvertretenden Ortsgruppenleiter der NSDAP und Leiter der örtlichen DAF⁽⁵⁾ gehandelt habe. Im Gegensatz zu seinem nominellem Vorgesetzten verfügte er -auch für mich kleinen Bub erkennbar- über Autorität und Macht. Wie ich jetzt von älteren Oberurselern hörte, soll er ein scharfer Hund gewesen sein, der viele Mitbürger („Volksgenossen“) bei der GeStaPo denunziert und daraus manchen persönlichen Nutzen gezogen habe. Immerhin harnte er im Gegensatz zu anderen Parteibonzen hier bis zuletzt aus und sorgte für ein Minimum an Ordnung. Die Flucht anderer aus dem gelb geklinkerten Parteihaus in der unteren Lindenstraße verschaffte ihm zugleich die Gelegenheit, dort kompromittierende Papiere zu beseitigen und

⁽⁵⁾ DAF = „Deutsche Arbeitsfront“ (NS-Organisation zur Erfassung der Arbeiter)

wertvolles Parteieigentum wie Schreibmaschinen usw. privat beiseite zu schaffen.⁽⁶⁾

In den letzten Kriegstagen herrschte Endzeitstimmung. Da die deutsche Abwehr weitgehend zusammengebrochen war, konnten selbst am hellen Tag riesige Bomberverbände der Alliierten unbehelligt über uns hinweg fliegen. Ich habe noch heute das unheimliche Dröhnen von tausend Motoren im Ohr und sehe die Flugzeuge über dem Taunus silbern in der Sonne blinken wie Schwärme kleiner Fische im blauen Meer. Blau aber war der Himmel, und die „Fische“ waren Bomber, die sich offenbar am Taunuskamm orientierten auf ihrem Flug nach Osten, um dort weiteren deutschen Städten Tod und Zerstörung bis zum Untergang zu bringen.⁽⁷⁾ Was sie anrichten konnten, hatte ich schon in Frankfurt gesehen. Dunkel erinnere ich mich an einen letzten Spaziergang durch dessen unzerstörte Altstadt. Besonders hatten mich die offenen Stände der alten Schirn beeindruckt, die ich noch heute plastisch vor mir zu sehen meine. Um so erschütterter war ich, als wir irgendwann nach den verheerenden Bombenangriffen⁽⁸⁾ dort nur noch Trümmerberge vorfanden und Trampelpfade, die über sie hinweg führten. Noch mehr unter die Haut ging mir der Anblick von Fauerbach, jenem Stadtteil von Friedberg jenseits der ausgedehnten Bahnanlagen, in dem mein Großvater wohnte und der mir deshalb sehr vertraut war. Zahlreiche Bombenangriffe auf den Bahnknotenpunkt verfehlten ihr Ziel und trafen nur Wohnhäuser dieses Vororts, der parallel zum Bahndamm liegt. Auf das Haus meines Großvaters selbst fiel bei keinem Angriff eine Bombe, aber auf viele Häuser in der Nachbarschaft. Den großen Tanzsaal einer Gaststätte unmittelbar nebenan traf eine Sprengbombe. Die hohen Wände kippten daraufhin wie bei einem Kartenhaus einfach nach außen um. Die Schuttmassen der einen begruben dabei Großvaters Garten hinter seinem Haus und weitere Teile seines Grundstücks lückenlos unter sich. Natürlich wurde auch ohne direkten Treffer sein Haus immer wieder in Mitleidenschaft gezogen: Fenster gingen zu Bruch, Dachziegel wurden abgedeckt, Verputz fiel von den Wänden. Opa schaffte es aber immer wieder, die entstandenen Lücken wenigstens notdürftig zu schließen, sodass kein weiterer Schaden durch eindringendes Regenwasser entstehen konnte. Noch lange Zeit nach Kriegsende spielte ich zusammen mit Nachbarskindern in nahegelegenen Hausruinen, aus deren schuttbedeckten Kellerhöhlen wir Geschirr, Bücher und alte Briefe zu Tage förderten. Verbote konnten uns nicht daran hindern, auch auf den weitläufigen Anlagen des zerstörten Güterbahnhofs herumzustoßern. Wir waren uns nicht des Ausmaßes der hier lauernden Gefahren bewusst, lagen doch immer noch zahlreiche unentdeckte Blind-

Viele Jahre später unterhielt er in Oberursel eine Agentur der Versicherung „Deutscher Herold“.

⁽⁷⁾ Ich weiß nicht mehr mit Sicherheit, ob wir diese Beobachtungen vielleicht doch erst viel später machten, als wir selbst längst besetzt waren und deshalb angstfrei und ungefährdet durch Fliegerbomben ins Freie treten konnten, während der Krieg im Osten immer noch weiterging. Es ist aber denkbar, dass wir auch schon vorher gelernt hatten, dass dieses unheimliche, aber gleichmäßige Dröhnen aus großer Höhe von hunderten oder tausenden Bombern im Verband nicht uns gelten konnte, sondern weiter entfernten Zielen.

⁽⁸⁾ Auch hier bin ich mir nicht mehr sicher, ob dies vielleicht doch erst einige Zeit nach dem „Zusammenbruch“ (pardon:) der „Befreiung“ stattfand.

gänger, weggeworfene Feuerwaffen und Patronen herum. Manche intensiv grünliche Pfütze schillerte giftig. Gott sei Dank passierte uns nie etwas. Uns faszinierte es, auf grotesk aufgetürmten ausgeglühten Güterwagen herumzuklettern und aus tiefen Bombentrichtern bizarre Metallsplitter zu sammeln. Weniger erfolgreich waren wir, wenn wir versuchten, nach Feierabend bewusst entgleist abgestellte Feldbahn-Loren der Trümmerbahn auf die Geleise zu heben und dann zu entern, um ein paar Meter bergab zu rollen. Meistens wurden wir von aufmerksamen Anliegern verscheucht, bevor es uns gelungen war, einen der schweren Wagen aufs Gleis zu hieven. All das waren natürlich erst „Nachkriegsabenteuer“. In der heißen Phase des „Endkampfes“ hatten sich alle, Groß und Klein, in Bunkern und Luftschutzkellern verkrochen.

Bedrückende Erlebnisse bescherten in den letzten Kriegsmontaten Fahrten mit der Eisenbahn. Um den Kontakt mit meinem Großvater aufrecht zu erhalten und die sehnlichst erwarteten Früchte seiner Arbeit aus dem Pachtgrundstück in der Fauerbacher Feldgemarkung nach Oberursel zu holen, waren wir auf die Bahn angewiesen. Schließlich besaß zu jener Zeit kein „Normalverbraucher“ ein Auto, und die wenigen zivilen Autos konnten zudem nur noch mit Holzvergäsern betrieben werden. Durchgehende Züge von Oberursel nach Friedberg gab es kaum. Züge nach Friedberg begannen ihren Lauf gewöhnlich in Bad Homburg. Dort mussten wir umsteigen. Wenn man Glück hatte, wartete der Anschlusszug auf dem Nachbargleis. Oft mussten wir jedoch eine längere Umsteigezeit einplanen. Das konnte eine Stunde oder mehr sein. Für die Rückfahrt galt ebenfalls: Umsteigen in Bad Homburg! Der bewirtschaftete Wartesaal 2. Klasse im dortigen Bahnhof ist mir in guter Erinnerung geblieben. Hier konnte man wenigstens eine Bouillon bestellen, die von einem Kellner serviert wurde. Über die beschauliche Fahrt mit dem Bummelzug auf der kurvenreichen Strecke durch die Streuobstwiesen und ersten Felder der fruchtbaren Wetterau gab es normalerweise nicht viel zu erzählen. An allen Stationen, deren Namen die Zugschaffner draußen laut ausriefen, stiegen damals die Reisenden mit mehr oder weniger umfangreichen „Traglasten“ ein und aus. In den letzten Kriegsmontaten war es allerdings mit der „Normalität“ und Beschaulichkeit auf dieser Strecke schlagartig vorbei. Amerikanische Tiefflieger griffen am hellen Tag alles an, was sich in freier Landschaft bewegte: Pferdefuhrwerke und pflügende Bauern auf dem Felde, Radfahrer, einzelne Fußgänger und - Eisenbahnzüge! Wohlgemerkt: Personenzüge, keineswegs nur Güter- oder Militärzüge! Insbesondere hatten sie es auf die Lokomotiven abgesehen. Da wohl schnell fliegende Angreifer selbst dicke Dampflokomotiven nicht immer zielgenau treffen können, durchlöcherten die MG-Salven sehr oft auch die nächsten Personenwagen. Daraufhin führte die Reichsbahn „Schutzwagen“ ein. So nannte man die beiden ersten Waggons hinter einer Lokomotive, deren Betreten unter allen Umständen strengstens verboten war, ganz gleich, wie groß der Andrang der Reisenden auch sein mochte, und deren Türen deshalb verschlossen blieben. Ich erinnere mich noch schaudernd an eine Fahrt in dieser Zeit mit meiner Mutter. Als wir in Bad Homburg in den Zug stiegen, sahen wir dicke Einschusslöcher auch an unserem Waggon. Von Mitreisenden hörten wir dann, dass tags zuvor der zur gleichen Stunde verkeh-

rende Zug nahe der Blockstelle Straßheim (in der Feldflur zwischen Rosbach und Friedberg) von Tieffliegern angegriffen worden sei, worauf alle Reisenden fluchtartig die gestoppten Wagen verlassen und unter diesen auf den Gleisen Schutz gesucht hätten. Es habe mehrere Tote gegeben, unter ihnen der Lokführer und der Heizer. Wenigstens wir erreichten an unserem Tag unbehelligt Friedberg. Allerdings konnte unser Zug schon nicht mehr in den Bahnhof hineinfahren: die Einfahrtsgeleise der „Homburger Bahn“ waren auf den letzten paar hundert Metern vor der Station durch Bombentreffer unpassierbar geworden. Die Fahrt unseres Zuges endete am „Proviantamt“ in der Nähe der Kasernen, zwei klobigen hoch aufragenden Gebäuden, die ein Lebensmittellager der Wehrmacht beherbergten. Dort hatte man mit Hilfe einiger schmaler Bretter notdürftig die Ahnung eines Bahnsteigs improvisiert, ohne den es kaum möglich gewesen wäre, aus den auf dem Bahndamm in einer leichten Linkskurve schräg geneigt stehenden Waggons unbeschadet über den Gleisschotter auf den Erdboden zu gelangen. Alle Reisenden mussten hier aussteigen und sehen, wie sie zu Fuß weiter in die Stadt kamen. Zu meinem Großvater nach Fauerbach gelangten wir auf einem Feldweg durch die nahe tunnelartige Eisenbahnunterführung der „Görbelheimer Hohl“, durch die heute eine asphaltierte Straße führt. Meiner Erinnerung nach war dies unsere letzte Bahnfahrt vor Kriegsende. Es war einfach zu gefährlich geworden. Damit brach aber die Verbindung zu meinem Großvater ab, da weder er noch wir über ein Telefon verfügten, und wir sorgten uns nun auch um ihn in großer Ungewissheit.

An anderer Stelle⁽⁹⁾ berichtete ich schon von unseren letzten Nächten im Luftschutzkeller und wie wir den Einmarsch der Amerikaner in Oberursel erlebten. Wir hatten zuvor von versprengten deutschen Soldaten an der Volksküche gehört, dass „die Amis“ immer näher rückten und schon in Sulzbach ständen. Ich sehe in meiner Erinnerung zwei junge Uniformierte näher kommen, jeder mit einer Panzerfaust über der Schulter, die sich ermattet neben den Gulaschkanonen ins Gras warfen und erzählten, sie kämen gerade aus Sulzbach. Nicht nur meine Mutter war in großer Sorge, dass wir vielleicht gerade in den allerletzten Kriegstagen noch „etwas abbekommen“ könnten. Die Alarmsirenen heulten immer öfter. Aber nach meiner Erinnerung blieb es meistens beim sogenannten „Voralarm“. Gaben die Sirenen dann plötzlich doch „Vollalarm“ mit ihrem wild an- und abschwellenden Geheule, so rannten wir wie von Furien gehetzt nach Hause in unseren Luftschutzkeller. Als sich das DuLag noch in Oberursel befand und wir uns auch bei Fliegeralarm relativ sicher wähnten, schalteten wir zumindest während des Voralarms das Radio ein und hörten angespannt die laufend aktualisierten Meldungen eines Langwellensenders zur „Luftlage“. Unheimlich das laute Ticken einer Uhr, das dieser Sender zwischen seinen kurzen Verlautbarungen übertrug, eine makabre Aktualisierung des „Memento mori“, wie mir heute scheint. Verstummte plötzlich die tickende Uhr, dann hörte man Meldungen wie diese: „Ein Großverband feindlicher Bomber nähert sich soeben aus West-Nord-West dem Raum Köln. Die deutsche Luftabwehr befindet sich in

⁽⁹⁾ siehe den Abschnitt „Bilder als Zeitzeugen“ in meinem Manuskript „panta rhei - Plätze und Ereignisse in Oberursel, die es so nicht mehr gibt“

höchster Alarmbereitschaft.“ tick-tack - tick-tack... Oder kurz danach: „Achtung! Achtung! Die Hauptmacht des Bomberverbands ist unvermittelt nach Süden abgeschwenkt und nähert sich jetzt dem Raum Koblenz. Achtung! Achtung! Das Ziel kann auch der Großraum Mainz-Wiesbaden-Frankfurt sein.“ Und wieder hörte man das laute Ticken. Gab es kurz danach Vollalarm, war es allerhöchste Zeit, in den Luftschutzkeller zu hetzen.

Viele, viele Jahre später wurde ich zweimal unvermittelt an diese „Luftlage-Berichte“ erinnert: Einmal 1978 am Silvestertag, als während eines drastischen Temperatursturzes und Luftdruckfalls der Verkehrsfunk auf die gleiche Weise mit Sondermeldungen im viertelstündigen Abstand vor einer mit Eisregen herannahenden Schnee- und Kaltfront warnte. Zum zweiten Mal kam das Geschehen noch dichter an die Erinnerung heran. Es klang genauso bedrohlich wie damals im Krieg, als sich 1986 im aufbrechenden Frühling die radioaktive Wolke von Tschernobyl unserer Heimat näherte. Damals gab es nicht nur im Verkehrsfunk die fast minütlich aktualisierten „Lageberichte“. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, rechtzeitig die Wohnungen aufzusuchen und so bald nicht wieder zu verlassen. Man warnte dringend davor, Obst und Gemüse aus dem Garten zu essen, Frischmilch vom Bauern zu trinken... Ich hatte gerade nach einer Besorgung mit dem Wagen meinen Parkplatz erreicht und wollte schnell aussteigen, da meldete der Verkehrsfunk, die radioaktive Wolke sei nun genau über uns angekommen. Als ausgerechnet in diesem Augenblick ein sanfter Frühlingsregen einsetzte, blieb ich wie angewurzelt erst einmal im Wagen sitzen.

Mittlerweile sinne ich oft darüber nach, wie es Menschen ergehen mag, die noch ganz andere Erinnerungen an das „Dritte Reich“ und sein Ende mit sich herumtragen, wenn schon jemand wie ich, durch Aktuelles angestoßen, sich manchmal unvermittelt in jene Zeit zurückversetzt fühlt. Ich verbrachte diese Zeit im (fast) sicheren Oberursel und erinnere mich nur an relativ unbedeutende Dinge, an Bagatellen in den Augen jener, die am eigenen Leib Bombardierungen überlebten, unter unmenschlichen Bedingungen aus ihrer Heimat flüchten mussten, großräumig evakuiert oder vertrieben wurden, dazu den Tod naher Angehöriger zu verarbeiten hatten - von KZ-Überlebenden ganz zu schweigen. In solchen Momenten werde ich ganz still und begreife, wie sehr unsereiner trotz aller Entbehrungen, auch trotz des Verlustes des eigenen Vaters¹⁰ dafür dankbar sein muss, inmitten des durch Krieg und Untergang geschaffenen Chaos' vom Schicksal - von Gott - in eine so „ruhige Insel“ wie Oberursel verschlagen worden zu sein, in der ich sogar bis heute ununterbrochen im selben Haus wohnen darf, in das meine Eltern mit mir einzogen, als ich gerade ein Jahr alt war.

Fast wäre es 1945 am Gründonnerstag doch noch zu der befürchteten Katastrophe gekommen. Als meine Mutter mit mir an der Hand loszog, um „beim Ried“ in der Allee noch etwas einzukaufen und wir aus der Feldbergstraße in die Liebfrauenstraße einbogen, erschrakten wir heftig beim Anblick einer motorisierten deutschen Kampfgruppe, deren

Fahrzeuge in einer langen Reihe in Fahrtrichtung Feldbergstraße zum Stehen gekommen war! Ich erinnere mich an offene Kübelwagen im Tarnanstrich, an einzelne angehängte leichte PAKs⁽¹¹⁾ und an Halbketten-LKWs mit offener Ladefläche, auf der bewaffnete Uniformierte in Reih' und Glied saßen. Die Fahrzeuge und Kanonen parkten hintereinander entlang dem noch heute vorhandenen Doppel-Wohnhaus⁽¹²⁾ und dem sich anschließenden engen Bürgersteig vor einem tieferliegenden und in den Straßenraum hineinragenden Gemüsegarten⁽¹³⁾, der wie die nachfolgenden Gebäude zum Hotel Schützenhof gehörte. Wie weit die Kolonne reichte, konnten wir nicht sehen. Ein junger Offizier in einer dunklen Uniform hielt uns an und forderte meine Mutter auf, sofort umzukehren und den Luftschutzkeller aufzusuchen. „Es wird zu Kampfhandlungen kommen. Wir werden Ihre Stadt verteidigen!“ In panischem Schrecken packte mich meine Mutter bei der Hand und riss mich förmlich mit nach Hause und direkt in den Luftschutzkeller. Was danach geschah, bekamen wir nicht mehr mit.

Später ging das Gerücht um, es habe sich um eine SS-Einheit gehandelt. Zwei beherzte Männer versuchten in mutigen Verhandlungen, die Vaterlandsverteidiger zu bewegen, Oberursel auf dem schnellsten Weg kampflös zu verlassen. Dafür hätten sie als „Verräter“ und „Defätisten“ standrechtlich erschossen werden können. Ihr Argument, der Taunuskamm biete sich eher als natürliche Verteidigungslinie an, überzeugte aber anscheinend die Truppe: sie räumte tatsächlich kampflös das Feld. So blieb Oberursel das Schicksal erspart, noch in letzter Stunde zerstört zu werden. Am nächsten Morgen in aller Frühe rückten die Amerikaner ein. Wie ich sie heute einschätze, hätten sie beim geringsten Widerstand gnadenlos zurückgeschlagen.

Der eine der beiden Männer, denen das Kunststück gelang, war Heinrich Kappus, der spätere langjährige Bürgermeister, der damals als kompetenter Fachmann und loyaler Kommunalbeamter, natürlich auch Mitglied der NSDAP, das Amt des Stadtkämmerers bekleidete und als gebürtiger „Orscheler“ das einzige Magistratsmitglied war, das im Amt ausharrte, während sich die eigentlichen Nazigrößen im Rathaus, meist Ortsfremde, alle längst abgesetzt hatten. Der andere der beiden Männer war Joseph Hartmann, der Pfarrer der katholischen Pfarrei St. Ursula, der mit seinem „Westerwälder Sturkopf“ den Nazis schon während der ganzen Zeit ihrer Herrschaft Paroli geboten hatte und sich offenbar auch hier durchzusetzen verstand.

Die beiden Helden wurden Jahre später auf Beschluss des Stadtparlaments in einem festlichen Akt zu Ehrenbürgern der Stadt Oberursel ernannt.

¹⁰ Er kehrte zwar endlich am 29.12.1949 nach 5½ Jahren aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft nach Hause zurück, verstarb aber schon im Juni 1955 an den Spätfolgen der dort erlittenen Unterernährung.

⁽¹¹⁾ PAK = Panzerabwehrkanone auf zweirädriger Lafette

⁽¹²⁾ Doppel- und Eckhaus Feldbergstraße 14 / Liebfrauenstraße 5

⁽¹³⁾ Auf diesem Grundstück steht heute die „Schützenapotheke“

Besatzungsmacht

Am Morgen des Karfreitags⁽¹⁾ 1945 hatten sie wahrscheinlich aus Richtung Königstein kommend unsere Stadt erreicht, hatten den Marktplatz überquert und waren dann am Ende der Eppsteiner Straße nach rechts in die Feldbergstraße eingebogen, auf der sie in ihren Panzern, Jeeps und Lastwagen mit schussbereiten MGs über der Fahrerkabine auch das Haus bergab passierten, in dem wir wohnten. Das war der Augenblick *unserer* „Befreiung“ - durch US-Amerikanische Kampftruppen.⁽²⁾ Wir kannten nicht ihren Tagesbefehl, wussten nicht, ob sie unten in der Feldbergstraße nach links abbogen, um Bad Homburg zu besetzen. Aber wir konnten später von unseren rückwärtigen Fenstern aus sehen, dass sie - oder eine aus Richtung Kronberg nachrückende motorisierte Einheit - mit ihren Kraftfahrzeugen ohne zu zögern auf die bisher streng geschützten Rasenflächen in der Allee fuhren und auf diesen in Windeseile Zelte für ein größeres Biwak aufschlugen. Auch konnten wir wahrnehmen, dass die Amerikaner das Gymnasium besetzten und offenbar in eine Kaserne umwandelten. Tage später konnte man GIs beobachten, die im Schulhof mit einer ausgestopften Eule aus der Biosammlung Fußball spielten.

Das einzig verbliebene Magistratsmitglied, der bisherige Stadtkämmerer Heinrich Kappus, wurde auf Empfehlung des katholischen Pfarrers Hartmann trotz seiner Parteimitgliedschaft von den Amerikanern zum kommissarischen Bürgermeister ernannt. Dieses Amt machte ihn zunächst vor allem zum Befehlsempfänger der neuen Besatzungsmacht. Er hatte die „Bekanntmachungen“ des örtlichen Befehlshabers abzuzeichnen, am Rathaus auszuhängen und dafür Sorge zu tragen, dass den darin enthaltenen Anordnungen umgehend Folge geleistet wurde. In der Bekanntmachung No.1 vom 30. März 1945, also vom Tag der Besetzung, wurden alle Wehrmichtsangehörigen aufgefordert, sich im Rathaus zu melden - und sich damit automatisch in Gefangenschaft zu begeben. Dort sollten auch sämtliche Waffen abgegeben werden. Weiter wurde angeordnet: „Mehr als 3 Personen dürfen nicht zusammenstehen.“ und „Niemand darf Oberursel verlassen“⁽³⁾ Die Bekanntmachung No.2 verhängte ein Ausgehverbot über alle Bewohner der Stadt: „Außer den Zeiten von 7-9 Uhr und von 15-18 Uhr muß alles in den Häusern bleiben. Der Passantenverkehr auf den Straßen darf sich nur auf den Bürgersteigen vollziehen.“⁽⁴⁾ Das Verbot größerer Menschenansammlungen hat man in der Folge wohl nicht ganz so streng verfolgt, da es nicht zu vermeiden war, dass sich in den wenigen zugelassenen Stunden Menschenschlangen vor den Läden des täglichen Bedarfs bildeten.

Ich weiß nicht, wie *wir* in der Feldbergstraße Kenntnis von diesen Bekanntmachungen erhielten, die lediglich am Rathaus öffentlich ausgehängt waren. Aber irgendwie verbreiteten sich solch' wichtige Neuigkeiten in Windeseile ohne

⁽¹⁾ 30. März

⁽²⁾ siehe dazu „Bilder als Zeitzeugen“, Seite 03, in meinem Manuskript „panta rhei - Plätze und Ereignisse in Oberursel, die es so nicht mehr gibt“

⁽³⁾ Quelle: „Frankfurter Rundschau“ vom 30. März 1995

⁽⁴⁾ ebenda

Telefon von Haus zu Haus. Was draußen in der Welt vor sich ging, wußten wir nicht. Denn die Versorgung mit elektrischem Strom war schon vor längerer Zeit unterbrochen worden, sodass wir auch kein Radio hören konnten. Transitorradios kannte man damals noch nicht. Aber auch damit hätten wir wenig anfangen können, da im Handel Batterien für Privatpersonen schon seit Jahren regulär nicht mehr zu erhalten waren. Wir hatten natürlich auch keine Ahnung, ob überhaupt noch ein Sender arbeitete. Da erinnerte sich plötzlich „Frollein Sabel“ in der Parterrewohnung, dass sie irgendwo einen „Detektor“ haben müsse, mit dem man auch ohne elektrischen Strom Radio hören könne. Einen Detektor? Was sollte das sein? Sie suchte und brachte tatsächlich ein Gerät zum Vorschein, das ich vorher noch nie gesehen hatte. Es war ein kleines schwarzes Kästchen, etwa 10x10x10 cm groß, mit einem großen Drehknopf auf der halb abgeschrägten vorderen Seite und einem kurzen Glasröhrchen, das parallel zur waagrechten Oberseite auf zwei Steckkontakten ruhte. Das eine Ende des knapp 1 cm dicken Glasröhrchens füllte ein dunkles kristallines Gebilde⁽⁵⁾ aus, gegen das ein Metalldraht federnd drückte. Auf der anderen Seite des Röhrchens steckte der Draht in einem kleinen Hebel, der es von außen ermöglichte, ihn an verschiedene Ausbuchtungen des Kristalls heranzuführen. An der Rückseite des Kästchens befanden sich Anschlussbuchsen für Antenne, Erde und die Kabelstecker eines altertümlichen Kopfhörers, über den man tatsächlich einen Radiosender hören konnte, wenn es einem mit viel Fingerspitzengefühl und Geduld gelungen war, den Metalldraht an den richtigen Punkt des Kristalls heranzuführen. Im Prinzip war das die primitive Urform eines ersten Transistors auf der Basis eines natürlichen Minerals. Nur an ganz wenigen Stellen des Kristalls konnte zwischen diesem und dem ihn berührenden Metalldraht der gewünschte Gleichrichtereffekt auftreten, der es ermöglichte, die der Hochfrequenzstrahlung des Senders aufmodulierten Schwingungen wieder als Töne hörbar werden zu lassen. Mit Hilfe dieses Gerätes gelang es uns hin und wieder, Nachrichten des neuen Senders „Radio Frankfurt“ zu empfangen.

Die Amerikaner standen vor großen Problemen, unter denen das kleinste war, die Zivilbevölkerung in Schach zu halten. Ungleich größeres Kopfzerbrechen machte wohl der Besatzungsmacht, wie sie die große Zahl ehemaliger deutscher Soldaten bewältigen sollte, die sich ihr in diesen Tagen ergaben. So wurden wie andernorts auch in Oberursel flugs Viehweiden mit verstärkten Stacheldrahtzäunen zu Sammellagern, in denen die Kriegsgefangenen oft tage- oder wochenlang unter freiem Himmel ausharren mussten, bis andere und oft weit entfernte Unterkünfte für sie bereitgestellt werden konnten. Eines dieser Sammellager soll sich im Maasgrund gegenüber der evangelischen Kirche befinden haben. Die dortige Viehweide gibt es heute noch. Mit eigenen Augen habe ich ein anderes Lager dieser Art gesehen, und zwar an der Hohemarkstraße oberhalb des DuLag auf der großen Viehweide unmittelbar neben den Straßenbahngleisen, dort wo sich heute die Haltestelle

⁽⁵⁾ vermutlich Bleiglanz

„Rosengärtchen“ befindet und das Wohngebiet gleichen Namens anfängt.

Es war noch gar nicht so lange her, dass alliierte Kriegsgefangene vom DuLag zu Fuß unter Bewachung an unserer Wohnung vorbei zum Bahnhof marschieren mussten. Jetzt konnten wir von unseren Fenstern aus sehen, wie die „Amis“ deutsche Kriegsgefangene transportierten. Dazu benutzten sie Sattelschlepper mit unglaublich langen Aufliegern, auf denen die Gefangenen zusammengepfert stehen mussten, wobei der einzelne nur Halt in der Masse der anderen fand und diese selbst rundum von fast mannshohen Holzgittern zusammengehalten wurde. Den Fahrern dieser Riesenlaster schien es riesigen Spaß zu machen, in möglichst schneller Fahrt über das holprige Pflaster der Feldbergstraße zu rasen, wobei die Gefangenen oft gezwungen waren, ihre Köpfe rasch einzuziehen, um nicht von den überhängenden Ästen der Linden empfindlich getroffen zu werden. Mein früherer Chef, ein heute 82-jähriger Herr, erzählte mir dieser Tage, dass er auf die gleiche Weise aus dem Norden, wo er in Gefangenschaft geraten war, in ein Lager südlich von Darmstadt verfrachtet worden sei. Dabei habe er noch heute den Blick von der Höhe der Autobahn in den tiefen Abgrund des Wiesentals vor Augen, in den sich anschließend sein Laster nahezu ungebremst hinunterstürzte, um im Konvoi mit den anderen Transportern das Urselbachtal bei Niederursel parallel zur völlig zerstörten Autobahnbrücke zu durchqueren: vom Damm hoch oben in rasanter Fahrt über eine provisorische Rampe zunächst auf einen Feldweg, dann über die Straßenbahngleise hinweg, um zwei spitze Ecken herum⁽⁶⁾ hinunter bis auf den Talgrund und von dort auf der anderen Seite wieder steil nach oben über Feldwege und improvisierte Rampen zurück zur Fortsetzung der Autobahn. Dort hinauf seien die Laster dann notgedrungen langsamer gefahren.

Dass die Amerikaner auch Privathäuser beschlagnahmten, aus denen die Bewohner innerhalb von zwei Stunden ausziehen mussten ohne die Möglichkeit zu haben, bewegliches Eigentum in größerer Menge in Sicherheit zu bringen, erfuhren wir durch die Familie meines Klassenkameraden Axel K. Ich weiß nicht mehr genau, an welchem Tag nach der Besetzung seine Mutter ganz aufgeregt bei uns anklingelte und fragte, ob sie bei uns einige Wertsachen deponieren könne, da sie alle innerhalb von 2 Stunden ihre Wohnungen verlassen müssten. Klar, dass wir ihnen halfen. Sie ließ als erstes ihren Pelzmantel da, den sie trug, eilte zurück und schleppte zusammen mit Axel eine Schreibmaschine und vor allem seine elektrische Märklineisenbahn heran, die er erst zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte. Wir erfuhren, dass noch weitere Häuser beschlagnahmt worden seien: in der Feldbergstraße außer ihrer Hausnummer 3 auch Nummer 1 sowie in der Nassauerstraße die unmittelbar angrenzenden Häuser mit den Nummern 12 bis 24, allesamt kurz vor dem Krieg errichtete Neubauten. Wo die ausgewiesenen Bewohner so schnell Unterkunft fanden, weiß ich nicht. Für die Familie K. rückten Freunde in der Stadt in ihrer Wohnung enger zusammen, sodass sie nicht - verbotenerweise - auf der Straße stehen bleiben mussten. Kaum zu glauben, dass alles

⁽⁶⁾ hier passierte er nach der Beschreibung vermutlich die Krebsmühle

in der kurzen Spanne zwischen den Stunden des Ausgangsverbots abgewickelt werden musste.

Axel lernte ich in der Schule kennen, als seine Familie kurz vor dem Jahreswechsel 1944/45 in das Dachgeschoss der Villa eines nahen Verwandten in der Feldbergstraße 3 zog, nachdem sie infolge des Kriegsverlaufs ihre bisherige Wohnung verloren hatte⁽⁷⁾. Da wir nun nicht weit auseinander wohnten und somit den gleichen Schulweg nahmen, freundeten wir uns allmählich an. Bei gegenseitigen Besuchen lernte ich auch seine Eltern und seine Schwester kennen. Er freute sich riesig über die elektrische Märklineisenbahn Spur 0, die er zu Weihnachten 1944 geschenkt bekam, und wir spielten danach oft gemeinsam mit ihr. Dabei schwärmte Axel auch immer wieder vom „Erradee“, bei dem sein Vater gewesen sei, und erzählte stolz von den Schmalfilmen, auf denen sein Vater in einer schneidigen Uniform zu sehen sei, aber auch er selbst und seine ganze Familie. Ob ich diese Filme mal sehen wolle? Klar, denn ich hatte bisher noch nie jemanden kennengelernt, der privates Kino vorführen konnte mit Filmen, auf denen er auch selbst zu sehen ist. Axel packte also den Filmprojektor aus und versuchte einen Film einzufädeln. Als er sich dabei verhedderte, rief er seinen Vater zu Hilfe. Dem schien es zunächst peinlich zu sein, dass sein Sohn einem Fremden private Filme vorführen wollte, und murrte ein wenig, dass Axel nicht vorher gefragt hatte. Aber dann machte er doch den Projektor vorführbereit, und Axel startete den ersten Film. Man sah sommerliche Familienaufnahmen und dann vor allem den Vater, der in Uniform und strammer Haltung einen Sandhaufen wie einen Feldherrnhügel bestieg und mit entschlossenem Gesichtsausdruck eine stumme⁽⁸⁾ Ansprache hielt. Bei einem Filmschwenk kamen nicht nur die Zuhörer in den Blick, sondern auch eine dunkle Fahne, auf der ein Spaten mit Ährenkranz im Zentrum eines großen Hakenkreuzes zu sehen war. Diese Fahne hatte ich schon früher einmal auf einem Foto gesehen und wusste, dass sie zum „Arbeitsdienst“ gehörte. Als ich meiner Mutter von Axels Film erzählte, entpuppte sich der geheimnisvolle „Erradee“, von dem Axel immer wieder faselte, als R.A.D., die Abkürzung für den „Reichsarbeitsdienst“, wie mir meine Mutter erläuterte. Axels Vater war also vor der Zeitenwende eine höhere Charge beim NS-Reichsarbeitsdienst!

Axel packte nun die unerwartete Gelegenheit, dass seine Märklineisenbahn der Obhut seiner Eltern entzogen war, beim Schopfe und bettelte, von mir leise unterstützt, um die Erlaubnis meiner Mutter, sie bei uns in der Wohnung aufbauen zu dürfen. Diese gab die Erlaubnis allerdings erst, nachdem sie das Einverständnis von Axels Eltern eingeholt hatte. Emsig bauten wir beide dann das Gleisoval mit Überholspur in einem Winkel des Wohnzimmers unter Stühlen, einem Beistelltischchen und dem Sofa auf, öffneten alle Kartons und staunten nicht schlecht, dass dabei immer wieder „neue“ Waggon zum Vorschein kamen, die Axel vorher noch nie gesehen hatte. Des Rätsels Lösung:

⁽⁷⁾ Nähere Einzelheiten sind mir nicht bekannt. Als Ursache könnte ich mir vorstellen, dass sie ausgebombt wurden oder dass sie sich frühzeitig aus einer herausgehobenen NS-Stellung ins unauffällige Zivilleben zurückzogen.

⁽⁸⁾ Es handelte sich natürlich um einen Stummfilm

Axels Eltern hatten eine Reihe dieser Wagen an Weihnachten zurückgehalten, um damit ihrem Sohn auch noch am folgenden Geburtstag eine Freude bereiten zu können. Nebenbei erfuhr meine Mutter, dass Axels Vater die Eisenbahn gebraucht erworben habe im Tausch gegen zwei ebenfalls gebrauchte Schreibmaschinen aus den Beständen des R.A.D.!

Außer den fast neuen Häusern in der Nassauer- und der unteren Feldbergstraße besetzten die Amerikaner in dieser Straße den „Reichshof“, ein ehemaliges Hotel-Restaurant, und verlangten auch noch die Häuser oberhalb bis zur Liebfrauenstraße und die sich hier anschließenden ⁽⁹⁾ bis zum Gymnasium. Damit wären die Praxen der Ärzte Dr. Heinrich und Bernhard sowie die des Zahnarztes Dr. Raufenbarth lahmgelegt gewesen! Um das zu verhindern, rang Heinrich Kappus der Familie Ulrich, den Eigentümern des „Schützenhofs“, deren Bereitschaft ab, an Stelle der Privathäuser mit den Arztpraxen ihren Hotelkomplex den Besatzern zur Verfügung zu stellen.

Die Amerikaner besetzten natürlich auch das bisherige DuLag, das 1946 den Namen „Camp King“ erhielt, außerdem das „Lehrerinnenheim“ und die Villen an der Hohe- markstraße unterhalb der Waldlust, die alle mit einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben wurden. Hier setzten sie eine Reihe von Nazigrößen aus der dritten Reihe fest wie die Fliegerin Hanna Reitsch und den Jagdflieger und Luftwaffengeneral Adolf Galland, der sich einmal vorbeidefilierenden Spaziergängerinnen zu erkennen gab. Besetzt wurden auch die Motorenfabrik an der Hohemarkstraße, das erst kurz vor dem Krieg eröffnete Freischwimmbad sowie die Reichs- und die Gauschulungsburg an der Königsteiner Straße unterhalb der Stierstädter Heide. Neben diesen von den Amerikanern genutzten Liegenschaften wurden auch einige repräsentative Privatvillen bekannter Parteimitglieder aus Oberursel beschlagnahmt, in denen man befreite KZ-Häftlinge wie Werner Hilpert und Eugen Kogon unterbrachte.

Gut einen Monat nach unserer Besetzung wurden vom „Military Government of Germany“ für alle erwachsenen Einwohner „Zeitweilige Registrierungskarten“ ausgestellt, simple Blätter im DIN-A-5-Format, die zweisprachig (englisch-deutsch) abgefasst waren und außer dem Namen des Inhabers, dem Alter, Geschlecht, Beruf, der Adresse und Nummer der Kennkarte auch einen Abdruck des rechten Zeigefingers enthielten sowie den Text: „Der Inhaber dieser Karte ist als Einwohner von *der Stadt Oberursel-Taunus* vorschriftsmäßig registriert und es ist ihm oder ihr strengstens verboten, sich von diesem Platz zu entfernen. Zuwiderhandlung dieser Maßnahme führt zu sofortigem Arrest. Der Inhaber dieses Scheines muß diesen Ausweis stets bei sich führen.“ Unten trug er links die Unterschrift des Inhabers, rechts sollte angegeben werden: „Name and Rank Mil Gov Officer, U.S.Army“. Der Ausweis meiner Mutter, der am 2. Mai 1945 ausgestellt wurde, trug den Unterschriftsstempel Charles G Weaver, 1st Lt [FA]⁽¹⁰⁾.

⁽⁹⁾ in der Liebfrauenstraße mit den ungeraden Hausnummern

⁽¹⁰⁾ Die Buchstaben in Klammern (im Original ohne) sind nicht eindeutig zu entziffern.

Da wir nun schon seit mehr als sechs Wochen keinen Kontakt mit meinem Großvater in Friedberg hatten, machten wir uns große Sorgen, ob er noch lebte und ob er noch eine Bleibe hatte. Da noch keine Züge fuhren, wollte meine Mutter unbedingt mit dem Fahrrad dorthin fahren, nachdem sich ein Mitbewohner angeboten hatte, sie zu begleiten. Nun setzte sie alle Hebel in Bewegung, um zwei Passierscheine für eine solche Fahrt zu erhalten. Ich weiß nicht, wie sie es fertig brachte und wie lange sie darauf warten musste. Eines Tages aber kam sie tatsächlich strahlend mit den beantragten Passierscheinen vom Rathaus zurück und radelte am bezeichneten Tag zusammen mit dem uns eigentlich nicht so sehr sympatischen Mitbewohner nach Friedberg. Damals ohne männliche Begleitung mit dem Rad über Land zu fahren, wäre für eine Frau zu riskant gewesen. Der Begleiter tat es nicht aus reiner Nächstenliebe; vielmehr wollte er Möglichkeiten für „unkonventionelle Abschlüsse“ in der Wetterau sondieren. Er war in den Notzeiten schon immer darauf spezialisiert gewesen, schnell ein kleines Geschäft zu tätigen. In Friedberg angekommen fand meine Mutter überglücklich nicht nur ihren Vater gesund vor, sondern konnte sich auch davon überzeugen, dass sein Haus zwar leicht beschädigt, aber im Kern erhalten geblieben war.

Wir Kinder hatten von den amerikanischen Soldaten nichts Böses zu erwarten. Im Gegenteil: oft verteilten einzelne GIs, die an Straßenecken Wache schieben mussten, vorbeikommenden Kindern spontan Kaugummis, manchmal sogar halbe oder ganze Schokoladetafeln! Im Dezember um den Nikolaustag herum wurden wir Schulkinder von den Amerikanern mit unseren Lehrern im Klassenverband zu einer Nikolausfeier in die frühere Gans'sche Villa und spätere NS-Reichsschulungsburg eingeladen, wo wir mit Kakao und Gebäck bewirtet wurden und jeder einen kleinen Sack mit raren Köstlichkeiten wie Orangen, Schokolade und buntgeringelte Zuckerstangen geschenkt bekam. Älteren Einwohnern männlichen Geschlechts hingegen sollen Angehörige einer im Schützenhof untergebrachten Kampfeinheit hin und wieder übel mitgespielt haben, während junge Frauen in den Casinos trotz Fraternisierungsverbots meist höchst willkommen waren. In der deutschen Bevölkerung wurden solche Frauen als „Ami-Weiber“ verächtlich gemacht, obwohl mancher Biedermann, der lauthals die Nase rümpfte, glücklich gewesen wäre, eine näher zu kennen, die ihn mit Ami-Zigaretten und echtem Bohnenkaffee, oder wenigstens mit höchstens einmal aufgebühtem Kaffeesatz versorgt hätte. Auf solchem Humus gediehen natürlich auch entsprechende Witze wie etwa dieser harmlos erscheinende, aber vielleicht doch untergründig boshafte in breitem Hessisch: „Kennste den Unnerschied zwische 'nem Ami-Weib un 'nem Dippelche anner Wand?“ - „Des Ami-Weib is e schicke Miss; des Dippelche is e Micke-Schiss!“

Gefürchtet waren nicht nur die plötzliche Ausweisung und Beschlagnahme von Wohnungen, sondern auch die stets unerwarteten Razzien und Haussuchungen. Eine dieser Razzien fand ausgerechnet am 18. November statt, dem Geburtstag meiner Mutter. Sie hatte sich Lebensmittelmarken zusammengespart und mit viel Mühe kleine Mengen an Mehl (dunkles Roggenmehl statt Weißmehl!), Margarine, Milch und Zucker aufgetrieben, daraus eine Torte gebacken

und mit eingemachtem Obst belegt. Gerade wollten wir uns zum Geburtstagskaffee zusammensetzen, als ein junger Amerikaner an der Wohnungstür klingelte, um unsere Wohnung zum wievielten Mal nach uns unbekanntem Dingen zu durchsuchen. Meine Mutter schob ihre Torte blitzschnell ins „Wohnzimmer-Büfett“. Der in diesem Augenblick eintretende GI glaubte, sie bei einer verbotenen Heimlichkeit ertappt zu haben und öffnete die Schranktür. Als er die Torte auf ihrer Platte sah, nahm er sie heraus, führte sie zum Mund und hätte wohl ohne mit der Wimper zu zucken hineingebissen, wären wir drei ⁽¹¹⁾ ihm nicht in den Arm gefallen und hätten wir nicht laut STOPP gerufen. Meine Mutter bedeutete ihm wild gestikulierend, dass sie ein Messer holen wolle, um ihm von der Torte ein Stück abzuschneiden. Er behielt zwar die Tortenplatte weiter in der Hand, wartete aber tatsächlich erst einmal ab, was jetzt geschehen würde. Als meine Mutter dann mit einem großen Messer erschien, zuckte er zunächst etwas zusammen, stellte aber dann doch auf entsprechende Gesten meiner Mutter hin die Torte auf den Tisch. Nun schnitt sie ihm ein größeres Stück ab, praktizierte es mit einer Tortenschaufel auf einen mitgebrachten Kuchenteller, legte eine Kuchengabel dazu und reichte ihm alles hin. Der GI zögerte nicht lange und schob sich ein großes Stück in den Mund. Richtig zu schmecken schien ihm das angebotene Stück Torte aber offensichtlich nicht. Denn er verschmähte den Rest auf dem Teller. Immerhin war er jetzt friedlich gestimmt, und die Razzia nahm einen erträglichen Verlauf.

Um ihr Leben fürchten mussten alle Tiere in privaten und öffentlichen Gehegen. Sie wurden gejagt und abgeschossen und wanderten wahrscheinlich in die Küchen der Offizierscasinos. Auf diese Weise hauchten alle Tiere des Hirschgartens im Wald bei Bad Homburg ebenso ihr Leben aus wie die Insassen des Opel'schen Tierparks im Wald oberhalb von Falkenstein, eines privaten Tiergeheges, einer Art Vorläufer des späteren Opel-Zoos bei Kronberg. Auch der Bestand an freilebendem Wild in den Taunuswäldern wurde durch die Besatzungsmacht drastisch reduziert, wenn nicht ganz vernichtet.

Trotz aller Beschränkungen kam das Alltagsleben langsam, sehr langsam wieder in Gang. Die Not war groß, überall musste improvisiert werden. Da wir im Laufe des Jahres 1945 immer noch kein Lebenszeichen von meinem Vater erhalten hatten und meine Mutter über keine Einkünfte verfügte, sah sie sich gezwungen, jedwede Arbeit anzunehmen, die sich bot, um uns über Wasser zu halten. Durch die Vermittlung einer befreundeten Nachbarin in der Feldbergstraße fand sie zeitweise Arbeit auf den Feldern eines mit der Nachbarin verwandten Landwirts aus Bommersheim. Diese Arbeit in der Landwirtschaft war Gold wert, denn sie brachte besseren Lohn ein als nur wertlose Reichsmark-Banknoten. Entlohnt wurde nämlich mit dringend benötigten Naturalien. Außerdem durften wir alle, mich eingeschlossen, am Ende eines langen Arbeitstages am reichlichen Abendessen der landwirtschaftlichen Mitarbeiter teilnehmen. Ein paar Jahre später half meine Mutter der Firma Pelz-Becker, einer Kürschnerei, Futter in Pelzmäntel einzunähen. Diese Arbeit konnte sie auch zu Hause verrichten.

⁽¹¹⁾ meine Mutter, mein Großvater und ich

Erinnern kann ich mich auch an erste noch zaghafte Gehversuche in Demokratie ⁽¹²⁾. An vier Ecken der Bärenkreuzung standen Männer herum, die mit hoch aufgetürmten Stapeln von Zetteln für unterschiedliche Parteien warben. Das alles war neu für uns. Aus Neugierde und Langeweile bettelten Kinder wie wir den Werbern dicke Bündel davon ab, die sie uns nach kurzem Zögern gerne gaben, entdeckten sie doch bald, willige Helfer gefunden zu haben, die ihre „Flugblätter“ ⁽¹³⁾ in der ganzen Stadt verteilten. Dabei kamen wir uns ganz wichtig vor. Parteinamen waren für mich damals noch Schall und Rauch, und so warb ich nacheinander für die KPD, die SPD, die LDP und die CDU. Als ich abends meiner Mutter davon erzählte, schalt sie mich. Es gebe Parteien, denen man nicht helfen dürfe, da sie vor 1933 wie die Hitlerpartei dazu beigetragen hätten, dass die Demokratie Schiffbruch erlitt.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis man wieder mit der Straßenbahn 24 nach Frankfurt fahren konnte. Eine solche Fahrt war jedoch im Gegensatz zu früher mit einigen Hindernissen verbunden. Vor dem Kriegsende fuhr die Bahn von der Hohemark durch Oberursel und über Heddernheim und die Eschersheimer Landstraße zum Eschenheimer Turm, hinter der Hauptwache links am Kaiserbrunnen vorbei durch die heutige Friedensstraße zur Endstation Schauspielhaus auf einem nach rechts abzweigenden Gleisbogen an der Gallusanlage gegenüber dem Café Rumpelmayer. Zurück erreichte sie einfach weiter über den Gleisbogen wieder die Kaiserstraße, fuhr links am Kaiserbrunnen vorbei und von dort die gleiche Strecke zurück nach Oberursel ⁽¹⁴⁾. Jetzt aber war alles anders. Da die Urselbachtalbrücke der Autobahn in den letzten Kriegstagen von deutschen Pioniereinheiten gesprengt worden war, blockierten deren Trümmer nicht nur die Landstraße nach Niederursel, sondern auch die Gleise der Straßenbahn. Damit war die Strecke auseinandergerissen. Dank des Straßenbahndepots in Bommersheim verfügte der Oberurseler Ast über mehrere Züge, mit denen ein Pendelverkehr von der Hohemark bis zur gesprengten Autobahnbrücke aufgenommen werden konnte. An einer dort improvisierten Haltestelle mussten die Fahrgäste nun aussteigen und neben den Trümmern der Brücke über eine Nottreppe die Autobahnböschung besteigen, die stillgelegten Fahrbahnen überqueren und auf der anderen Seite auf einer ähnlichen Stiege wieder hinunterklettern. Neben dem kleinen *heute* umfriedeten Grundstück eines ehemaligen jüdischen Friedhofs wartete ein anderer von Heddernheim gekommener Straßenbahnzug auf die Fahrgäste, um sie weiter zu befördern. Aber diese Teilstrecke endete schon wieder an der Haltestelle Dornbusch, die damals unmittelbar *vor* der Einmündung des Marbachwegs in die Eschersheimer Landstraße lag. Von dort war nun überhaupt nicht mehr an eine Weiterfahrt mit der Straßenbahn zu denken. Denn hinter der Straßenkreuzung begann mit einem sehr hohen Stacheldrahtverhau quer über der Eschersheimer das weite Sperrgebiet der Amerikaner rund um das IG-Hochhaus, in dem General Eisenhower sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Zudem lagen damals im Marbachweg zwischen

⁽¹²⁾ wahrscheinlich erst 1946

⁽¹³⁾ heute heißt so etwas auf Denglisch „Flyer“

⁽¹⁴⁾ nach alten Fotos durchfuhr die Bahn vor meiner Zeit diese Schleife ab dem Kaiserbrunnen in umgekehrter Reihenfolge

Eschersheimer und Eckenheimer Landstraße keine Gleise. So blieb den Fahrgästen, die zur Innenstadt wollten, hier nichts anderes übrig, als zu Fuß durch den Marbachweg zur Eckenheimer Landstraße zu laufen, um dort eine andere Straßenbahn zu besteigen, die sie vorbei am Hauptfriedhof über Eckenheimer Landstraße, Große Friedberger Straße und Zeil zur Hauptwache brachte.

Nur von amerikanischem Militärpersonal benutzt werden durfte eine speziell eingerichtete Straßenbahnlinie mit dem Namen „ROUND UP“, die meist nur als Triebwagen ohne Anhänger auf vielen rechtsmainischen Gleisen Frankfurts ihre Runden drehte.⁽¹⁵⁾ Erst für diese amerikanische Tram wurde einige Zeit später im Marbachweg eine eingleisige Strecke mit Ausweiche verlegt, damit auch von Heddernheim aus GIs mit ihrer Extralinie in die Stadt fahren konnten. Für zivile Straßenbahnen war das neue Gleis zunächst noch tabu. Es dauerte einige Zeit, bis es auch für sie freigegeben wurde. Ab da konnten endlich wieder Fahrgäste aus Oberursel (Linie 24), Bad Homburg (25), Heddernheim und Eschersheim (23) ohne weiteren Fußmarsch bis in die Innenstadt fahren.



Die ehemalige Straßenbahn 24 im Wald an der Endstation Oberursel-Hohemark. Auf der gleichen Trasse fährt heute die Frankfurter U-Bahn-Linie U3.

Das Bild der gesprengten Autobahnbrücke über das Urselbachtal trat mir wieder lebendig vor Augen, als während der beiden vergangenen Jahre diese Brücke von Grund auf saniert wurde. Ursprünglich hatte sie nach der üblichen Norm der Reichsautobahn aus zwei getrennten parallelen Fahrbahnen bestanden mit je zwei Spuren ohne seitliche Haltestreifen. Bei der Sprengung wurde nur die eine der beiden parallelen Brückenhälften vollständig zerstört. Ihre Fahrbahn lag in voller Länge auf dem Talgrund, nachdem die stützenden Träger weggebrochen waren. Die andere Brückenhälfte stand fast noch in ganzer Länge unversehrt auf ihren Stahlträgern mit Ausnahme des Brückenelements, das einmal die Straßenbahngleise und die daneben verlaufende Landstraße nach Frankfurt überbrückt hatte. Zu mehr hatte es in der Hektik des deutschen Rückzugs offenbar nicht mehr gereicht. Wie die Amerikaner, die anfangs alleine Straßenverkehr betrieben, mit der Unterbrechung

⁽¹⁵⁾ Da alle Mainbrücken zerstört waren, gab es zwischen den rechts- und linksmainischen Straßenbahnnetzen keine Verbindung.

der Autobahn an dieser Stelle fertig wurden, beschrieb ich schon früher am Beispiel des Gefangenentransports meines alten Schuldirektors. Als sich das Alltagsleben allmählich zu „normalisieren“ begann, wurden auch die Brückentrümmer peu à peu von der Landstraße und den Gleisen der Straßenbahn weggeräumt, die Oberleitung und die Gleise erneuert, sodass der Verkehr nach Frankfurt wieder stattfinden konnte. Gleichzeitig sorgten die Amerikaner dafür, dass das relativ kurz zerstörte Stück der einen Brückenhälfte notdürftig ersetzt wurde, sodass die Autobahnbrücke wenigstens halbseitig wieder befahren werden konnte. Damit war gleichzeitig auch eine mögliche Unfallstelle nahe der Krebsmühle beseitigt, an der sich umgeleiteter militärischer Autobahnverkehr mit zivilem⁽¹⁶⁾ Straßenverkehr zwischen Weißkirchen und Niederursel kurzzeitig kreuzte. Noch Jahre erhalten blieb aber eine andere Unfallstelle: die nur halbseitig befahrbare Brücke, vor der eine zweispurige Fahrbahn der Autobahn im Nichts endete, wurde den Fahrern einiger Jeeps und anderer Fahrzeuge zum Verhängnis, die nachts übermüdet oder leicht benebelt die Absperrungen am Brückenkopf durchbrachen und in die Tiefe stürzten.

Es war verblüffend, was mir während der Niederschrift dieses Textes noch alles einfiel, Details aus dem Schulalltag, die „Schulspeisung“ in der großen Pause, die dazu benötigten „Henkelmänner“ aus umfunktionierten olivfarbenen amerikanischen Konservendosen, die verweigerte Zulassung zur Aufnahmeprüfung ins Gymnasium nach der vierten Klasse, da ich noch zu jung sei, nachdem ich 1945 nach der Wiederaufnahme des Unterrichts ein Schuljahr übersprungen hatte, der Einsatz eines Lehrer-Rohrstocks auf dem Hosenboden und den Fingerspitzen eines hartgesotenen Mitschülers in der fünften Volksschulklasse usw...

Was wir Kinder schmerzlich vermissten, war unser lange von den Amerikanern beschlagnahmtes Freischwimmbad. Wenn wir baden gehen wollten, mussten wir mit dem Rad nach Bad Homburg zum Seedammbad fahren oder noch weiter nach Kronberg zum Waldschwimmbad. Auf diese Weise hatte ich noch nicht schwimmen gelernt, als es dann endlich freigegeben wurde. Zu dieser Zeit besuchte ich bereits das Gymnasium. Natürlich gingen wir sofort hin. Aber zusammen mit einigen ebenso ängstlichen Mitschülern paddelte ich nur dämlich im Nichtschwimmerbecken herum, bis... Ja, bis uns unser damaliger Klassenlehrer entdeckte.



Diesem Mann und seinem außerschulischen Engagement verdanken ich und einige Mitschüler, dass wir bald die Angst vor dem „tiefen“ Becken verloren und tatsächlich schwimmen lernten. Kaum im Schwimmbad angekommen, hielt er immer erst einmal Ausschau nach uns, die wir uns anfangs ängstlich verkrümelten, winkte uns energisch heran und

begann mit uns seine Übungen. Erst danach entspannte er sich selbst. Das werde ich ihm nie vergessen. Danke! Sein Name war StR. Berberich⁽¹⁷⁾

⁽¹⁶⁾ bestand damals vorwiegend aus Pferdefuhrwerken

⁽¹⁷⁾ später OStR.

PRESSE-RÜCKBLICKE

Taunus-Anzeiger 1955

Frankfurter Rundschau 1995

Frankfurter Rundschau

LOKALTEIL
OBERURSEL * STEINBACH * KRONBERG * KÖNIGSTEIN

Paul Grünewald, aktiver Nazi-Gegner und Buchenwald-Häftling, erinnert sich an die ersten Jahre des Wiederaufbaus nach Kriegsende

Von Hans Konanz

Der Oberurseler Paul Grünewald war als Nazi-Gegner sechs Jahre im Gefängnis und im KZ Buchenwald inhaftiert. Für ihn und eine kleine Gruppe Gleichgesinnter war der 30. März 1945 nicht der „Zusammenbruch“, sondern der Tag der Befreiung – und der Hoffnung.

OBERURSEL. Als der Kommunist Paul Grünewald im Januar 1935 verurteilt wurde, erfuhr er gleich hautnah, was „Sippenhaft“ bedeutet: Sein Vater, Sozialdemokrat und Leiter eines Arbeitsamts in Frankfurt, wurde fristlos gefeuert. Ende 1940 wurde Paul Grünewald aus dem Konzentrationslager Buchenwald entlassen. Er kam nach Oberursel, wo sich seine Eltern inzwischen niedergelassen hatten, fand Arbeit bei der Firma Boston Blacking. Dreimal in der Woche hatte er sich polizeilich zu melden, wurde ansonsten „in Ruhe gelassen“ - selbst vom SS-Obersturmbannführer Paul, der zuvor Oberstudienrat am Gymnasium gewesen war. Grünewald: „Die Oberurseler waren anders als die Nachbarn in Frankfurt mit ihrer sturen NS-Gesinnung, die es den Eltern schwer gemacht haben. Sie hatten überwiegend eine Art katholische Einstellung, man konnte sich verhältnismäßig wohlfühlen.“ Der entlassene Buchenwald-Häftling hielt gleich 1940 Ausschau nach Antifaschisten – und wurde fündig. Die KPD-Genossen Wilhelm und Konrad Marx fand er, außerdem Fritz Rück sowie Jean Müller und Jean Bieber in Stierstadt, dann den Sozialdemokraten Wilhelm Schneider, natürlich Hans Metz, der als „Kommunist Nr.1“ verschrien war und schließlich den Genossen Gemmecker, den man „Stalin von Oberursel“ nannte und der „tatsächlich so aussah und ein richtiger Revoluzzertyp war“, wie sich Paul Grünewald schmunzelnd

erinnert. Politische Arbeit konnte nicht geleistet werden inmitten von Tätern und Mitläufern, für die Sozialdemokraten schon Linksradikale waren. Aber man pflegte heimlichen Kontakt, erörterte die Lage und die Gefahren, die drohten.

Als die Amerikaner näher rückten, bestellte der damalige Polizeichef Reuter den Sozialdemokraten Schneider zu sich und verriet ihm „vertraulich“, daß Befehl ergangen sei, alle politisch Verdächtigen zu verhaften. So überzeugt die Gruppe um Paul Grünewald auch war, daß der Polizeichef mit seiner Warnung lediglich Pluspunkte für die „Zeit danach“ sammeln wollte, tauchte sie in der Woche vor dem Karfreitag vorsichtshalber unter. Als die US-Soldaten dann da waren, ernannten sie den amtierenden Stadtkämmerer Kappus zum kommissarischen Bürgermeister. Der Mann, der später Ehrenbürger von Oberursel wurde, war NSDAP-Mitglied gewesen. Der Geistliche Rat Hartmann (Grünewald: „ein sympathischer Mann, aber er war eine Großmacht in Oberursel“) hatte bei der Besatzungsmacht für ihn gebürgt; Kappus sei der Nazi-Partei „nur widerstrebend beigetreten“. Daß Kappus, wie in sämtlichen Chroniken jener Zeit behauptet wird, in zähen Verhandlungen erreicht habe, daß Oberursel nicht sinnlos gegen die Amerikaner verteidigt werde, bezeichnete Paul Grünewald als „Legende“. Vollends suspekt wurde er ihm, als der kommissarische Bürgermeister einen Beirat aus Geschäftsleuten bildete („der Schnaps-Menges zum Beispiel saß da drin“) und die politischen Gruppierungen des Jahres 1945 – anders als in Homburg – ausgrenzte.

„Das Verhalten der Amerikaner änderte sich mit dem 11. April“, berichtet Paul Grünewald. An jenem Tag wurde das KZ Buchenwald befreit, „die ganzen Scheußlichkeiten des

Regimes wurden offenkundig.“ Der Ex-Häftling bekam Besuch „von einem Mr. Kohn und einem Mr. Heymann“, und dieser nutzte in einem langen Gespräch die Gelegenheit, „gegen den Unfug zu wettern, einen Nazi wie Kappus zum Bürgermeister zu machen“. Mit Erfolg: der Bürgermeister wurde abgesetzt, sein Beirat aufgelöst und durch einen politischen Ausschuß ersetzt. Auch sein Nachfolger, ein Rechtsanwalt Wahl, wurde schnell wieder seines Amtes enthoben, als bekannt wurde, daß dieser während des Krieges als Richter an einem Sondergericht in Polen tätig gewesen war.

Als „Mr. Kohn und Mr. Heymann“ wieder mit dem Jeep vorfuhr, folgten diese Paul Grünewalds Rat, den SPD-nahen Werner Jaspert, Redakteur der alten Frankfurter Zeitung, zum Bürgermeister zu machen. Dessen Stadtkämmerer wurde der 1933 entlassene frühere SPD-Fraktionsvorsitzende Emil Leutloff. Von ihm ist überliefert, daß er so begeistert vom Ende des Krieges und des Faschismus war, daß er noch vor der Kapitulation am 8. Mai eine Erste-Mai-Feier in Oberursel veranstalten wollte. Jaspert und Leutloff bildeten einen Bürgerausschuß aus zwei KPDlern, zwei Zentrumsleuten und zwei Sozialdemokraten.

Am 2. Oktober 1945 hatte Paul Grünewald ein Etappenziel seines antifaschistischen Kampfes erreicht: als erste Partei im Obertaunuskreis wurde die DKP zugelassen, die Besatzungsbehörden erteilten die „authorization to form the Kommunistische Partei“. Vier Monate später holte ihn die Realität der deutschen Nachkriegsordnung ein: die CDU erreichte bei der ersten Stadtverordnetenwahl 49,1 Prozent, die KPD 12 Prozent. Und Heinrich Kappus wurde wieder Bürgermeister.

Taunus - Anzeiger

Die Stunde 0 in Oberursel

30. März 1945 - Ende der alten Zeit - Oberursel blieb von Kampfhandlungen verschont

Am Karfreitag, 30. März 1945, zogen die Amerikaner in Oberursel ein. Damit hatte auch für unsere Stadt jene jetzt oft zitierte Stunde Null geschlagen. Jener Augenblick, der das Ende einer alten und der Beginn einer neuen Zeit war. Aber indem der Chronist dieses niederschreibt und dabei *überblickt**, welchen Weg wir seit jener Stunde Null gegangen sind, möchte er sich um der historischen Wahrheit willen verbessern und sagen, daß es wohl das Ende einer alten Zeit, aber daß er *zweifelt**, ob es wirklich der Beginn einer neuen, von Grund auf neuen Zeit war. Auf keinen Fall kann und darf jene Stunde Null vergessen werden!

Es war für uns kein schwerer, drohender Schlag, der diese Stunde Null einleitete wie in vielen anderen Städten, die bis zur letzten Minute die ganze Härte und Grausamkeit dieses entsetzlichen Krieges auskosten mußten. Ein eindringlicher Stundenschlag war es jedenfalls auch bei uns. Für manchen wird er wie der Beginn der Stunde des Gerichts geklungen haben, für viele war es ein erlösender Stundenschlag, aber es gab auch diesen oder jenen, der ihn überhörte und der bis heute noch nicht gemerkt hat, was an jenem Frühlingstag die Uhr wirklich geschlagen hatte.

Heute, nach zehn Jahren, sieht sich das alles so einfach und in manchen Dingen auch selbstverständlich an, was damals geschah. Wissen wir heute noch richtig einzuschätzen, welche Verantwortung damals auf manchen unserer Mitbürger gelegt wurde? Ist uns die Schwere dieser Last noch bewußt? Und was bleibt übrig, wenn wir mit uns zu Gericht gehen, an Anerkennung und Dank? Heute, aus dem sicheren Port einer neuen, gesicherten, vielleicht auch nur dem Anschein nach gesicherten Existenz, aus den neu gewonnenen Möglichkeiten, sich in den Ordnungen eines demokratischen Staates einrichten zu können, befreit von seelischem Druck und gesetzlichem

Zehn Jahre sind seit dem Tag vergangen, an dem Oberursel von amerikanischen Truppen besetzt und ohne Kampfhandlungen aus dem Herrschaftsbereich des NS-Staates herausgerissen wurde. Weder Augenzeugenberichte noch amtliche Dokumente legen über das Geschehen dieser Tage Zeugnis ab. Wilhelm Wollenberg, der Geschäftsführer des Bürger- und Verkehrsvereins, läßt in seinem heutigen Bericht noch einmal die Größe der Verantwortung jener Männer, die damals in die Bresche sprangen und die Stadt vor Zerstörung und Verzweiflung bewahrten, deutlich werden. Über die wenigen amtlichen Verlautbarungen jener Tage werden wir in unserer Samstag erscheinenden neuen Ausgabe des Taunuswächters berichten.

Zwang, unter den Möglichkeiten der wiedergewonnenen Freiheit der Gedanken und des Rechts, das sagen zu dürfen was man denkt, läßt sich leicht Kritik üben.

Wir wissen, daß Kritik geübt wird an jenen, die damals, aus dem Gewissen getrieben und mit der Verantwortung für ihre Mitmenschen erfüllt, in die Bresche sprangen. Die oft unter Einsatz ihrer ganzen Person, auch der ihrer leiblichen Existenz, handelten, um das Schlimmste zu verhüten. Oder glaubt einer im Ernst, es sei ein Leichtes gewesen, zu erreichen, daß Oberursel nicht in einer sinnlosen Verteidigung in Trümmer gelegt wurde? Oder glaubt einer, es sei so einfach gewesen, vor den Feind zu treten, der nicht immer als Retter kam wie viele erwarteten, um Befehle entgegen zu nehmen, die ausgeführt werden mußten? Oder Bitten auszusprechen, von denen man oft im voraus wußte, daß sie abgeschlagen wurden, die aber um der Gesamtheit willen gesagt werden mußten? Wie hätte mancher, der heute, zehn Jahre von jenem schrecklichen Stundenschlag der Geschichte getrennt, gar zu leicht geneigt ist, zu nörgeln und auch zu schimpfen, reagiert, wenn man damals an ihn herangetreten wäre mit jenen Aufträgen, um die sich wirklich niemand gerissen hatte?

Wie war es denn bei uns, als die Amerikaner einzogen? Die Männer, die bis zur letzten Stunde glaubten, die Einwohner unserer Stadt zum Durchhalten bis zur letzten Vernichtung auffordern zu können, waren verschwunden. Das war so wie überall. Die Verwaltungsspitze fehlte, und wenn damals unser heutiger Bürgermeister in die Bresche sprang und die Geschäfte der Verwaltung übernahm, dann gebührt ihm Dank dafür. Und Dank auch den anderen Männern und Frauen, die sich zu ihm fanden, um das Chaos zu verhindern und neue Ordnungen zu schaffen. Daß es ihnen gelungen ist, kommt heute noch unserer Stadt zugute.

Es war wirklich keine schöne Zeit und sie war nicht frei von Härte und Ungerechtigkeit. Aber was wollte das im Einzelnen bedeuten, wo es um das Ganze ging? Hat es einen Sinn, heute noch darüber zu rechten, ob jene Wohnungsbeschlagnahme, diese oder jene verweigerte Freizügigkeit, diese oder jene vermeintliche Hintansetzung zu einer untilgbaren Schuld geworden seien? Ganz zu schweigen von jener sogenannten Entnazifizierung, die uns aufgezwungen worden war, hinter deren Sinn und Notwendigkeit viele nicht gekommen waren und die, aufs Ganze gesehen, doch auch ihren Sinn hatte. Was wäre geschehen, wenn in jener Zeit, als kein Richter da war, jeder auf eigene Faust die „Entnazifizierung“ derer betrieben hätte, die ihm in den vergangenen zwölf Jahren zum Feind geworden waren? Ist uns auch da nicht ein Chaos erspart geblieben?

Die zehnte Wiederkehr jenes 30. März gibt schon Veranlassung, an manches zu denken. Jeder von uns sollte ein wenig in seinen Erinnerungen kramen und noch einmal in Gedanken jene Wege gehen, die ihm damals vorgeschrieben waren: zur Ablieferung der Waffen, zur Ablieferung der Radiogeräte, der Fotoapparate, zu Registrierung, zum Rathaus, um am Anschlag zu lesen, was Neues

verordnet worden war, weil es keine andere Möglichkeit der Benachrichtigung gab, usw. An die tausend Schwierigkeiten, die es auf allen Gebieten unseres Lebens gab, von den bescheidenen Lebensmittelrationen, von denen man nie wußte, ob sie wirklich in Empfang genommen werden konnten, *bis zur Unmöglichkeit, für die Verstorbenen einen Holzsarg zu bekommen**, die Wege zu den Bauern, um ein paar Kartoffeln zu sammeln, die Wege in den Wald, um ein wenig Holz zum Kaffekochen zusammenzutragen. Und dann die vielen Verbote, dieses und jenes zu un-

terlassen, die Ausgangssperren, das gelegentliche Verbot, die Straße nicht benutzen zu dürfen, kurzum, sich in allem und jedem auf das einzurichten, was der Sieger befahl, aber nicht direkt befahl, sondern über die Männer und Frauen, die sich bereit erklärt hatten, diesen Dienst, der in manchem oft erniedrigend erschien, zu übernehmen.

Es liegen leider keine amtlichen Berichte, keine Protokolle über die ersten Besprechungen und Verhandlungen mit den Amerikanern und auch nicht die letzten mit den weichenden deutschen militärischen Stellen vor,

um ein lebendiges Bild der letzten Minuten vor und der ersten Minuten nach der Stunde Null zu geben. Es sind leider auch keine persönlichen Erlebnisberichte eingegangen. Aber der Stundenschlag der Stunde Null jenes Karfreitags 1945, der hier in Erinnerung gebracht wird, wird es jedem, der ihn damals hier am Platz vernahm, leicht machen, sich jener Zeit zu erinnern und – hoffentlich auch in der rechten Weise.

Wilhelm Wollenberg

* Passagen in *Kursivschrift* innerhalb des Wollenbergschen Textes markieren leichte stilistische Korrekturen gegenüber der Druckvorlage im „*Taunus-Anzeiger*“ vom 29. März 1955.

Obiger Text ist (mit Ausnahme der angegebenen Stellen) eine buchstabengetreue Abschrift des in mehrere Spalten gezwängten Originals in der Druckvorlage im „*Taunus-Anzeiger*“ vom 29. März 1955.

Zur Person: **

Der in Oberursel lebende Wilhelm Wollenberg entstammte einer Frankfurter Familie, die dort zahlreiche Kinos betrieb. Ich erlebte ihn bald nach dem Krieg als Leiter des „Bundes für Volksbildung“. In dieser Funktion holte er Wanderbühnen zu einmaligen Theateraufführungen nach Oberursel, weitgereiste Professoren und Reise-Schriftsteller zu Lichtbildervorträgen mit Dias in die Aula des Gymnasiums. Als nach dem alten „Bärenkino“ ein modernes zweites Kino (das „Melior“) in der Vorstadt öffnete, organisierte er dort (und später auch im dritten, dem „Capitol“) regelmäßige Sonntags-Matinee mit ausgewählten Filmen, auf die er u.a. durch die Vermittlung seiner Frankfurter Familie leicht zugreifen konnte, und engagierte sich in vielen weiteren Bereichen der Kommune. Er war viele Jahre lang aus dem kulturellen Leben der Stadt nicht mehr wegzudenken. Als Schüler lernte ich ihn zusammen mit einem Freund näher kennen, als er uns als häufige Besucher seiner Veranstaltungen ansprach und als Helfer bei Lichtbildervorträgen engagierte, und zwar nicht als Kulissen-, sondern als „Dia-Schieber“ am manuell zu bedienenden Projektor seiner Referenden. (Die Notwendigkeit solcher manuellen „Dienstleistungen“ kann sich heute im digitalisierten und vollautomatisierten Alltag kaum noch jemand vorstellen.)

Viel später engagierte er sich auch noch stärker in der eigentlichen Kommunalpolitik und stieg auf zum Stadtrat von Oberursel mit dem Geschäftsbereich Kultur, Sport, Jugend und Soziales.

**Den Nachtrag zur Person verfasste ich, als mir bewusst wurde, dass vielleicht viele derzeitige Einwohner Oberursels gar nicht mehr wissen, wer der „Chronist“ von 1955 war.

Joachim Altstadt, 30. Mai 2016